Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Nr. 21 Marburg i. H., den 25. Mai 1911

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Warten — Unverrückbare Grenzsteine (Ecke) — Die Ethische Richtung in Holland. Erstes Stück — Mannhaftigkeit und Rechtssinn — Die Judenfrage im Briefwechsel Gustav Glogaus mit Hermann Steinthal. Schluß — Aus dem Lande der jüngsten Großmacht, Brasilien: 2. Die Stellung des Katholizismus — Ein neues Gesangbuch — Verschiedenes: Calvin und wir (Schneider); Geschichte der deutsch-lutherischen Kirche (Uhlhorn); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Warten

Er befahl ihnen, daß sie warteten auf die Verheißung des Vaters. Apostelg. 1, 4.

Die erste Christenheit dachte die Wiederkunft des zum Vater heimgekehrten Meisters bald zu erleben. Es ging ihr wie dem Wanderer im Gebirge, der den Gipfel des Berges in nächster Nähe erblickt. Nur ein scheinbar schmales Schneefeld liegt noch dazwischen. Aber wenn er zu steigen beginnt, werden die Sekunden zu Minuten. Die Apostel meinten schon beinahe am Ziel zu sein. Aber in Wahrheit standen sie erst am Anfang einer langen Wanderung. Und uns geht es ähnlich. Die Prophezeiungen, die das Weltende als nah bevorstehend ankündigten, haben sich als optische Täuschungen erwiesen. Nun sind wir vorsichtiger geworden. Wir fragen uns allen Ernstes, ob nicht auch wir noch trotz der neunzehn hinter uns liegenden Jahrhunderte in den ersten Anfängen des Christentums stehen. Jedenfalls heißt unsre Aufgabe jetzt und, wer kann sagen, wie lange noch: Warten!

Gott hat es in der Geschichte nicht eilig. Er ist, wie Hegel einmal gesagt hat, nicht pressiert. Er läßt die Bäche fließen und wird nicht ungeduldig, wenn sie langsam den Weg zum Strom und zum Meer finden. Er schilt sie nicht, sondern baut seine Mühlen an sie und kann warten.

Gott weiß auch, weshalb er uns unter das Gesetz des Wartens gestellt hat. Nur solche Menschen können erzogen werden, die noch auf Etwas warten. Mit den Fertigen, mit denen, die ausgelernt zu haben meinen, mit den Wunschlosen, kann er nichts anfangen. Auf keinem Gebiet leisten die Leute etwas für die Zukunft, die ihre endgültige Anpassung vollzogen haben, am wenigsten aber auf dem der Religion. Man muß die Wackeren, die noch mit der Postkutsche fahren, nachdem die Eisenbahn da ist, die ewig Gestrigen, die Lobredner der alten Zeit, die sie gut nennen, auch wo sie schlecht ist, stehen lassen, es ist nichts mit ihnen zu gewinnen.

Weil uns Gott vor der Verfestigung oder, wie ein alttestamentlicher Prophet einmal gesagt hat, vor der Verfettung des Herzens bewahren will, weil er uns jung und biegsam erhalten möchte, darum zeigt er uns immer wieder eine Gabe, die wir erst noch bekommen sollen, darum läßt er Güter aufleuchten und Werte, nach denen wir mit neuem Begehren tasten und greifen. Auch wenn sich seine Verheißungen erfüllen, gibt er uns stets nur ein Stück und läßt uns auf mehr und auf das Bessere warten.

Wer warten muß, lernt Geduld. Der Ungeduldige gleicht einem Lastträger, der seine Bürde wegwirft und wieder aufnimmt; er würde sie leichter bewältigen, wenn er ruhig und stetig mit ihr weiterschritte. Geduld muß von Gott selbst gelernt werden, dessen Sternenhimmel in erhabener Majestät über den sich drängenden Wellen und jagenden Wolken leuchtet. Wir müssen Geduld haben mit den Dingen und Geduld mit den Menschen; unsre Geduld ist die Probe auf unser Gottvertrauen.

Erträglich wird das Warten nur, wenn wir arbeiten. Vielleicht wird durch unsre Tätigkeit nicht recht viel an der Welt geändert. Aber dienend bilden wir uns selbst, polieren wir unser Wesen gleich der Pflugschar, die sich ihren Glanz erwirbt, indem sie die Schollen zerschneidet. Und schließlich bleibt dies doch der edelste Dienst, den wir der Welt leisten können, daß wir als Kinder Gottes unter die Menschen treten und sie ohne viel Worte allein durch unser Dasein daran erinnern, daß noch eine Verheißung über ihnen schwebt, die große Verheißung des Jesuslebens, an dem sie teilhaben und in das sie hineinwachsen sollen gleich uns. C G

Unverrückbare Grenzsteine

Vor Kurzem ist „in fünfter vermehrter Auflage“ eine Schrift von Gustav Ecke, Professor der Theologie in Bonn, erschienen,*) auf die kurz hinzuweisen und einzugehen von Interesse ist, obwohl oder vielleicht auch gerade weil sie den Fall Jatho noch nicht mit berücksichtigt, vielmehr in Druck gegeben wurde, ehe dieser Fall in „Behandlung“ kam. Die Schrift erschien erstmals 1906 (oder Ende 1905), damals anknüpfend beim Fall Fischer; sie ist den „Fällen“ seither gefolgt, ohne doch ihr eigentliches Thema daran zu haben. Vielmehr hat Ecke ein allgemeineres, weiter reichendes Ziel, als das jeweils durch sie gezeigt war. Ecke ist Kirchenpolitiker grundsätzlicher Art; er sucht Bahnen zu brechen, auf denen sich die altpreußische Landeskirche und darüber hinaus vielleicht überhaupt die deutschen evangelischen Landeskirchen möglichst in Frieden fortentwickeln könnten. Seine Zugehörigkeit zur Partei der „positiven Union“ in Preußen ist ja bekannt genug, daß er sie nicht erst zu betonen braucht. Aber er sucht eine Verständigung zu erreichen über die Grenzen seiner Partei hinaus. Und er streckt die Hand weit und mit ganz offenbar ehrlichem Willen und freiem Sinne aus. Den nächsten Anlaß zu seiner Schrift bot ihm eine Zusendung Pfarrer Foersters, und diejenigen, an die er sich wendet, sind überhaupt — in der Kürze gesagt — die Theologen der Christlichen Welt, zumeist und in erster Linie die älteren Ritschlianer. Ecke hat ein gutes, tapferes Buch über die Ritschlsche Schule geschrieben, „tapfer“ seinen Parteigenossen gegenüber und in der Zeit, wo es erschien (1897). Das Buch ist ihm von vielen seiner Freunde nahezu verargt worden; er ist zum mindesten ein Idealist und Optimist genannt worden, daß er so emsig und (im Sinne seiner Freunde) so einseitig Zeugnisse suchte und so energisch betonte, wonach die Ritschlianer,

*) Unverrückbare Grenzsteine. Beiträge zum Verständnis der kirchlichen Zeitgeschichte. Berlin, Martin Warneck 1911. 101 S. 2,25 Mk.

dann auch die mehr oder weniger über sie „nach links“ hinausgeschrittenen Theologen, die in der Christlichen Welt zu Worte kommen und sich zum Teil ja als eine kirchenpolitisch aktionswillige „Gruppe“ (die der „Freunde der Christlichen Welt“) zusammengeschlossen haben, anzuerkennen seien als Männer, die auf dem Boden des Evangeliums in seinem geschichtlichen, rechten Sinne stünden, jedenfalls darauf stehen „wollten“. Ecke hat mit wirklich treuestem Willen gesucht und hervorgehoben, was irgend er — von seinem Standpunkte aus (den er ja nicht verleugnen will) — geltend machen könne, um Vertrauen für eine ganze Reihe von Männern (Harnack, Herrmann, Kaftan, Scholz 2c, nicht minder Rade, Foerster, Troeltsch) zu werben, die seine Partei mißkenne. Vor der Zeit des politischen Bülow-Blocks suchte er einen kirchenpolitischen „Block“ aller Parteien oder theologischen Führer, die sich auf dem Boden des Evangeliums und der Reformation hielten, zu Stande zu bringen. Und noch die eben erschienene Neuauflage seiner durchaus kirchenpolitisch orientierten Broschüre denkt an die Möglichkeit solches „Blocks“. Was die Christliche Welt zum Falle Jatho veröffentlicht, wie ihr Herausgeber persönlich Stellung zu diesem Falle genommen hat, mag ihn stark enttäuscht haben. Ich teile da seine Empfindungen. Aber ich blicke doch auch hinaus auf die Zeit, wo dieser Fall erledigt sein wird und wo hoffentlich nicht ganz solch ein Bodensatz von gegenseitiger Verbitterung und Verbosung zurückgeblieben sein wird, wie nach dem Zerfall des Bülow-Blocks. Noch war der „Block“, an den Ecke denkt, ja gar nicht zu Stande gekommen. So handelt es sich wenigstens auch um keinen „Bruch“ und den spezifischen Aerger, den ein solcher nach sich zu ziehen pflegt. Wir müssen doch auch nach dem Falle Jatho allesamt weiter miteinander in unseren Landeskirchen leben, also auch irgendwie uns miteinander einzurichten wissen. Das preußische „Irrlehregesetz“ hat das eigentümlich große, bedeutsame Prinzip, das als solches neu ist, zur Grundlage, daß nicht die einfache „Lehre“, sondern in erster Linie der „Lehrer“, nicht abstrakt „das Bekenntnis“, sondern konkret die Art und das geistliche Verständnis der „Reformationskirche“, der in die Tradition von der großen Bekenntniszeit her hineingestellten evangelischen „Gemeinde“ zu Rate gezogen, für die Entscheidung maßgebend berücksichtigt werden soll. Man darf und sollte mit Vertrauen auf das Spruchkollegium hinblicken, das zum ersten Male in der neuen, ebenso schwierigen wie sachlich richtig gedachten Weise einen gewiß nicht einfachen Fall zu beurteilen berufen ist. Wie immer dieser Fall entschieden werden mag, so darf man sich dessen versehen, daß nicht Parteisucht, sondern ernste Gewissenhaftigkeit bei der Entscheidung waltet. Findet er eine Erledigung, die der Partei der „positiven Union“ in der Sache selbst einen Irrtum zu involvieren scheint, so wird Ecke gewiß der Erste sein, der seinen Freunden Besonnenheit und friedlichen Willen empfiehlt. Im umgekehrten Falle wird es Sache der „Liberalen“ sein, sich ebenso zu stellen. Natürlich vorbehaltlich dessen, daß man die Landeskirche als solche nicht riskieren will.

Ist diese denn wert, daß man unbedingt an ihr festhält? Die Frage kann so klingen, als ob ich den Bestand der altpreußischen Kirche jedenfalls demnächst — von der Linken oder Rechten her, welche Seite etwa denken wird, vielleicht gar nicht anders denken „kann“, als daß ihr ein Leid, ein Unrecht angetan werde — für bedroht ansähe. Man kann solchem Gedanken wohl Raum geben, wenn man die Schärfe der Worte, die gefallen sind und immer noch herüber und hinüber geworfen werden, bemerkt. Aber ich bin doch im Grunde des guter Dinge, daß keine Partei ab irato ihre Entschlüsse fassen wird, wenn der trübselige Fall erst „entschieden“ ist. So mag man doch gewissermaßen akademisch die Ueberlegung anstellen, was eine Landeskirche bedeute. Ecke ist gewiß ein großer Freund speziell der altpreußischen Kirche, der er entstammt und angehört (es ist merkwürdig, letztlich doch ein Zeichen, wie wenig die Territorialgrenzen der Landeskirchen empfunden werden, daß die meisten auch in der Christlichen Welt, die über den Fall Jatho geschrieben haben, entweder nicht zur altpreußischen Kirche gehören, oder ihr doch nicht entstammen), — Ecke verlangt seinerseits bei aller Anhänglichkeit an, ja persönlichen Liebe zu dieser Kirche doch Garantien dafür, daß sie, daß jede Landeskirche ihren historisch-evangelischen Charakter behalte. Eine Landeskirche, die ihn nicht mehr zu wahren gewillt wäre, würde er nicht mehr für wert erachten, gehütet zu werden. Er hat seiner Broschüre den Titel „Unverrückbare Grenzsteine“ gegeben und er fürchtet, daß auch Männer, die für ihre Person nach seinem Eindrucke von ihnen, d. h. nach gewichtigen Aeußerungen über ihre theologische oder religiöse Stellung, die sie selbst getan, innerhalb dieser Grenzsteine stehen, „kirchenpolitisch“ nicht die richtige Konsequenz zu ziehen Willen und Mut hätten. Ich will auf das, was der Augenblick heische, nicht näher eingehen. Einmal hilft das Niemandem. Alle „Führer“ haben sich festgelegt; Selbstkritik werden sie erst später zu üben gewillt und im Stande sein. Von den Männern des Spruchkollegs vermute ich, daß sie dermalen die Kirchenzeitungen nicht zur Hand nehmen und sich nur an das halten, was in den Verhandlungen mit Jatho selbst, seiner Gemeinde und seinen „Verteidigern“ an sie herantritt. Nur daraus werden sie diejenigen zuverlässigen lebendigen Eindrücke von dem Falle selbst, bezw. von dem Manne, um den es sich handelt, gewinnen können, auf die sie ihr Votum stützen sollen. Wir Andern mögen um so mehr daran herangehen, die Voraussetzungen des Landeskirchentums, unter denen der Fall ja doch steht, nur eben ohne spezielle Rücksicht auf den Fall, zu erörtern.

Und da tritt ein Zweites noch hervor, was im Moment „kirchenpolitische“ Erörterungen ad homines, wie Ecke sie führt, bei Seite zu lassen empfiehlt. Im Moment ist noch Vieles von dem, was in Frage kommt, viel zu unklar, als daß solche Verhandlungen Nutzen verspräche. Ich selbst sympathisiere mit Ecke in weitem Maße und würde mich wohl mit ihm zu verständigen wissen. Aber ich sehe, daß viele von denen, die ich als meine Freunde betrachte, sich selbst mit mir nicht verständigen würden, da sie Gesichtspunkte verfolgen, über die wir auch untereinander, geschweige mit Fernerstehenden erst noch diskutieren müßten. Zum Teil hat die Christliche Welt — und das rechne ich ihr bei der entschlossenen Parteinahme, die der Herausgeber geübt hat, hoch an — solche Diskussion selbst in die Wege geleitet. Ich will für diesmal nur drei Punkte in der Kürze herausgreifen.

Zunächst kommt ja wohl die Frage in Betracht, ob man „unverrückbare Grenzsteine“ aufstellen könne. Ich gestehe, daß ich den Zweifel daran nicht ganz begreife: daß die evangelische Kirche, wenn sie ihre historische Art wahren will, sich an das Evangelium zu halten hat, kann doch nicht wohl in Abrede gestellt werden. Ist denn das Evangelium eine gänzlich ungreifbare, gänzlich und nur individuell deutbare Sache? Es gibt da, wie mir scheint, eine Skepsis, die nicht mehr gesundem, sondern überängstlich gewordenem, verschüchtertem religiösen Sinne entspringt. Die historische Forschung erscheint Manchen als eine so geheimnisvoll mächtige, bangemachende Sache, daß sie meinen, man müsse eben alles „dahingestellt“ sein lassen, was aus der Vergangenheit an uns herantrete und als „Evangelium“ gelten wolle. An „Jesus Christus“ selbst kämen wir jedenfalls nicht mehr mit Sicherheit heran. Jeder könne nur unbestimmten Eindrücken oder persönlichen Erlebnissen folgen, in denen er den „Geist Gottes“ verspürt habe oder verspüre. Nun dann getraut man sich also doch den Geist Gottes von andern Geistern zu unterscheiden. Und man kann das wirklich. Man kann das letztlich so klar und so gewiß, wie man verstehen kann, was gut und was böse ist. Da haben wir auch die Parallele zu dem, was für den „Glauben“ das Gemeingültige und das Nurpersönliche, Individuelle ist. Wir alle wissen, daß das sittlich Gute in concreto für Jeden etwas Besonderes, nur für ihn ein „Gebot“ Darstellendes ist. Und wir können doch durchaus über das Gute und den Gedanken der Pflicht mit einander Austausch pflegen und erkennen, daß wir unter einem identischen, ideell einheitlichen, den gleichen Grundinhalt bietenden „Gesetze“ stehen. So steht es auch mit Gott und zwar mit dem Gotte, der mit „Jesus Christus“ zusammengehört, den der Geist, der sich als der rechte „Geist“ dem Gewissen und Herzen bewährt, „offenbar“ macht oder bezeugt. Es ist vollkommen klar und verständlich zu machen, z. B. daß

der Monismus oder Pantheismus diesem Gotte nicht gemäß ist. So darf oder vielmehr muß man hier eine Grenze anerkennen, die der evangelischen Kirche gesteckt ist.

Aber, so sagt man weiter, es kommt doch alles in der Predigt, die wir üben und zu der wir uns in der „Landeskirche" laden lassen, auf die innere Wahrhaftigkeit des Predigers an. Wenn dieser denn nun einmal nicht begreift, nicht wirklich „merkt", wer Jesus ist und was er dem Gewissen und Herzen „bedeutet", müssen wir dann nicht praktisch darauf verzichten, die „Grenzsteine" geltend zu machen?

Es ist schwer, auf diese Frage die rechte Antwort zu geben, nämlich eine Antwort, die nicht mißverständlich heißen könne. So sage ich zunächst dies: Es ist selbstverständlich, daß wir bei unseren Predigern persönliche Wahrhaftigkeit müssen voraussetzen können. Aber wir dürfen auch Zweierlei zum Schutze der Gemeinden, die das Evangelium hören wollen und sollen, in Erinnerung bringen: einmal, daß ein Prediger sich zur Not in seinen Predigten beschränken mag auf dasjenige, was seiner inneren Uebereinstimmung mit dem Evangelium entspricht. Ein Prediger soll nicht meinen, daß er „den Mund voll nehmen müsse", am wenigsten ein junger. Jeder halte Haus mit dem, was ihm an Verständnis des Evangeliums zugänglich ist. Er polemisiere so wenig als möglich, biete nur das Seine, das vielleicht geringe Seine, was er vom Evangelium bezeugen kann. Oder aber er versuche einmal — ich glaube das ist ein probater Rat — so zu predigen, daß er sich in das biblische Evangelium in vollem Ernste mit seinen Gedanken und seinem Gemüte nur „objektiv" vertieft (sei es etwa in der Art, wie er sich in Kant oder Goethe vertieft) und daß er das Evangelium, das, was die Bibel über Jesus sagt, in solcher Weise reproduziert, daß er auch sich selbst als Hörer seiner „Predigt des Evangeliums" denke. Wer Lateinisch versteht — und es werden nicht viele Leser dieses Blattes sein, die es nicht verstehen —, dem kann ich meinen Rat für den Prediger als dahin lautend klar machen: ein solcher möge suchen vor allem auch „sibi" das Evangelium vor die Seele zu stellen. Das darf er immer versuchen und wenn er das ganze Leben hindurch dabei nicht „fest" im Glauben an es würde, sondern nur ein „Gottsucher" bliebe. Ich glaube nicht, daß seine Gemeinde ihn der Unwahrhaftigkeit zeihen würde und ich glaube, beide, Prediger und Gemeinde würden dabei die Wahrheitskraft des Evangeliums mindestens ahnen lernen.

Das Dritte, was in Frage kommen kann, ist dies, ob nach Lage der Dinge der Prediger als Seelsorger nicht gerade seiner Gemeinde und ihrer tatsächlichen Stimmung sich weithin anschmiegen müsse, um überhaupt etwas zu erreichen. Ich verstehe die Not und die Liebe, die unsere „Großstadtpfarrer" spornt, es dabei selbst mit dem Pantheismus zu versuchen, sehr wohl. Schleiermacher darf in solchem Zusammenhang auch mit einem gewissen Recht als „Vorbild" genannt werden. Gerade er kann mit seinen Predigten (etwas anders steht es mit seinen „Reden über die Religion") doch auch ein Mahner sein. Wer den Pantheismus in den Dienst der Kirche ziehen will, mag wohl zusehen, daß er die kirchliche Verkündigung nicht dem Pantheismus dienstbar mache. Als Prediger ist Schleiermacher sehr vorsichtig gewesen, daß er wirklich christliche Gedanken bringe. Gewiß hat der Pantheismus, wenn er religiös und nicht blos philosophisch oder poetisch auftritt, Berührungen mit dem Christentum und ganz gewiß hat manches pantheistisch formulierte Wort selbst bewußten Christen Dienste getan. Immer wird es der entscheidende Punkt sein, ob der Prediger selbst nur Pantheist „ist". Auch dann sehe ich Möglichkeiten des Ertragens in Hoffnung, zumal bei jungen Predigern. Aber da beginnt dann das „irrationale" Gebiet der rein persönlichen Wirkungen, d. h. das Gebiet jener Imponderabilien, die der „Mensch" auslöst, zuweilen geradezu im Unterschiede von seiner „Sache", und die im konkreten Falle zur Beurteilung eines „Irrlehrers" mit zu erwägen, jetzt das groß und tief gedachte neue preußische Gesetz zum ersten Male eigens gestattet, vielmehr verlangt.

Ferdinand Kattenbusch

Die „Ethische Richtung" in Holland

Ein Beitrag zur holländischen Theologie der Gegenwart*)

Der holländischen reformierten Kirche fehlt es an Richtungen und Parteien nicht: strengreformierte Calvinisten, bekenntnistreue „Konfessionelle", gemäßigt Orthodoxe, „Evangelische" und Freisinnige oder Moderne stehen einander mehr oder minder gut organisiert gegenüber; jede Gruppe hat ihre eigenen Organe, ihre eigenen Predigervereine und ihr eigenes — geschriebenes oder ungeschriebenes — Programm. Daneben spricht man auch viel von den „Ethischen", ohne daß man eigentlich genau wüßte, wo sie sind und wieviel ihrer sind.

Es sind zumeist äußerliche Kennzeichen, an denen das „Volk" den ethischen Pfarrer erkennt. Wer in seinem Auftreten den Pfarrer nicht verrät, das Pfarrerhabit nicht trägt, der pastoralen Sprache und der pastoralen Gesalbtheit ermangelt, ohne daß man den Ernst seiner Lebensführung anzweifeln kann oder will, der ist verdächtig, zu den Ethischen zu gehören. Kommt noch hinzu ein Mangel an konservativer Handhabung kirchlicher Gebräuche, ein „Liebäugeln" mit der bösen Kritik, ein Vermeiden dogmatischer Formeln, Mangel an „Erweckungskraft" in der Predigt und Anerkennung des Gewinnes aus modernen Anschauungsweisen ohne direkte Bekämpfung der Orthodoxie, so wird aus dem Verdacht die Gewißheit, daß man es mit einem Ethischen zu tun hat. Manchmal genügt auch schon die Tatsache, daß Einer keiner anderen Organisation zugehört, um ihn den Ethischen zuzuschreiben, sintemal jeder Mensch eine Partei haben muß. Besonderer Wertschätzung erfreuen sich die Ethischen in der Gemeinde nicht. Sie sind nicht ganz so schlimm wie die Modernen, aber auch lange nicht so gut wie die Orthodoxen; sie leugnen die christlichen Wahrheiten nicht, aber sie brechen ihnen die Spitzen ab und die Zähne aus; sie geben die Bibel der Kritik nicht völlig preis, aber sie halten nur fest, was ihnen gefällt; verwässerte Dogmatik, schwankende theologische Stellung und seichte Predigt ist ihr Charakteristikum. Kein Wunder bei solchen Vorurteilen, wenn viele Pfarrer sich ängstlich wehren gegen die Bezeichnung „ethisch", um sich nicht durch das Mißtrauen der Gemeinde den Boden unter den Füßen wegziehen zu lassen. Andrerseits aber auch begreiflich, wenn viele, zumal die jüngeren, unter den Ethischen eine Auflösung ihrer Reihen fürchten und dem Uebelwollen offener und heimlicher Gegner eine geschlossene Organisation und eine Propaganda ihres Programmes entgegenzusetzen wünschen.

Das gibt dem Utrechter Alttestamentler Valeton, einem Schüler des älteren und Freunde des jüngeren Chantepie de la Saussaye und dem neben ihnen einflußreichsten Wortführer der Ethischen, die erwünschte Gelegenheit zu eingehenden neuen Erörterungen der Frage nach dem Wesen und der Aktionsfähigkeit der Ethischen Richtung.**)

Der Vater der Ethischen Richtung ist Daniel Chantepie de la Saussaye, einer der theologisch Einsamen, die sich mit dem Modernismus nicht befreunden können, aber auf die Dauer auch nicht bei der Orthodoxie heimisch fühlen, eine tiefreligiöse Persönlichkeit, die das, was sie empfand, in keiner Formel aus

*) Frühere Beiträge s. in der Christlichen Welt 1905 Nr. 10. 41. 43. 52. 1906 Nr. 18. 1910 Nr. 30. Die heutige Abhandlung soll zugleich ein Beitrag zum Bernardiner Jubiläum sein, das vom 20. bis 22. Juni in Utrecht stattfindet. Das vor 150 Jahren von einem in Holland zu Reichtum und Ehren gekommenen Pfälzer gestiftete Stipendium Bernardinum hat mehr als 1000 deutschen und ungarischen Theologen die Möglichkeit zu Studien in Holland gegeben, von denen zur Zeit etwa 400 noch im Dienste der Kirche stehen. In 33 jähriger akademischer Lehrtätigkeit und als Kurator des Stipendium Bernardinum seit 23 Jahren hat Valeton besondere Bedeutung gewonnen für das gegenwärtige Geschlecht deutscher Theologen und den Austausch zwischen holländischer und deutscher Theologie, so daß sich eine Darlegung seiner „Richtung" als Festbeitrag sicherlich lohnt.

**) J. J. P. Valeton, De Ethische richting, Baarn 1909 (Nr. XLI des von Prof. van Veen herausgegebenen Sammelwerkes Kerk en Secte). Vgl. auch die früheren Schriften Valetons zu denselben Fragen: Nog een woord over het ethisch beginsel, Utrecht 1878; Een nieuw begin 1882; Geloof en Theologie 1883; Ethisch Nijmegen 1904 und die Vorrede zu seiner Neuausgabe der Beoordeeling van de Leer der Hervormde Kerk van Dr. J. H. Scholten von D. Ch. de la Saussaye 1885.

Anderer Geist ausgedrückt fand, ja nicht einmal in den eigenen Formulierungen und Umschreibungen. Er stellte Formulierung neben Formulierung, ohne sich um ihre Uebereinstimmung ängstlich zu kümmern, denn das waren ihm ja alles nur Versuche, gleich unbefriedigende Versuche, das göttliche Leben in neue Worte zu fassen, und die Tatsache des Lebens blieb unberührt von der mehr oder minder gelungenen Formel seiner Erfassung. Das Leben selbst war sein Ausgangspunkt ... persönliches Leben, Glaubensleben; aber — und das ließ ihn seine Sensibilität und die dadurch bedingte Isolierung oft schmerzlich empfinden — das Leben mit und aus der *Gemeinde*. Er hatte das Bedürfnis, die Quelle dieses Lebens besonders klar zu fassen, brachte aber Verwirrung, weil er jede Fassung als nicht fein genug verwarf; er suchte den Zusammenschluß und trennte sich doch immer wieder von der Menge, deren Bekenntnis ihm als Vergröberung oder Verflachung seines Bekenntnisses erschien; er wollte Frieden, aber auf Grund innerer Vereinigung durch Ueberwindung der Gegensätze, und das brachte neuen Streit. Dies ist die Tragik in seinem Leben.

Und dieselbe Tragik liegt über der ganzen Ethischen Richtung. Sie will alle Richtungen auf ihren gemeinsamen Ausgangspunkt zurückführen und ist selbst zu einer Richtung geworden; nur daß sie schwerer zu charakterisieren ist als jede andere Richtung und weniger einheitlich und geschlossen in die Erscheinung tritt. Sie will Glaube und Bekenntnis in Einklang bringen, und an ihrem steten Suchen nach der glücklichen Formel haftet der Eindruck des Schwankenden, Unbestimmten und Wechselnden. Valeton, der in vielen seiner akademischen Reden*) die ethische Würdigung und Lösung einer Reihe von brennenden theologischen Fragen versucht hat, muß in seiner neuesten Schrift über den Gesamtcharakter der Ethischen Richtung erklären, daß jede Charakterisierung, die sich nicht beschränkt auf die Herausarbeitung ihres Prinzips, in Gefahr ist, ihr Unrecht zu tun (S. 8). Dieses Prinzip aber ist: *durch das Leben zur Lehre.*

Einen „Rückzug" auf das Gebiet des Glaubenslebens nennen das die „entschiedeneren" Richtungen. Als hätten die Ethischen sich dazu gezwungen gesehen, weil ihnen das Gebiet der alten Bekenntnisformeln durch die neuere Wissenschaft zu unsicher geworden. Das ist nun eine völlige Verkennung des Wesens dieser Richtung:

Nicht weil man Bedenken hatte gegen bestimmte dogmatische Formulierungen, zog man sich zurück auf das Gebiet des Glaubenslebens, sondern weil man mit beiden Füßen auf dem Boden des Glaubenslebens stand, konnte man, ohne an seinem Glauben Schaden zu erleiden, seine Bedenken haben und äußern gegen dogmatische Lehrsätze und in Hinsicht auf die Bibel den Resultaten wissenschaftlicher Untersuchung zustimmen, auch wenn sie mit überlieferten Vorstellungen im direkten Gegensatz standen, ohne darum in der Bibel weniger als bisher das lebendige Wort des lebendigen Gottes zu hören. (S. 8 f.)

Chantepie de la Saussaye z. B. war konservativ in Bezug auf die Fragen der biblischen Isagogik, und solcher Ethischen gibt es noch heute viele. Die Stellung zur Bibelkritik kann also nicht das Charakteristische in der Ethischen Richtung sein; der ethische Standpunkt ermöglicht nur eine unbefangene Würdigung der kritischen Forschung und bewahrt vor dem Dilemma, dem so viele Orthodoxen erliegen: entweder die wissenschaftlichen Resultate verwerfen zu müssen, die sich doch dem Verstande als Wahrheit aufzwingen, oder aber Glaubensüberzeugungen den Abschied zu geben, die einem nicht nur von Jugend auf lieb und vertraut sind, sondern auch so enge mit dem Glaubensleben zusammenhängen und so sehr dessen Träger sind, daß es ihren Wegfall nicht erträgt, ohne Schaden zu nehmen. Valeton selbst, der in alttestamentlichen Einleitungsfragen den modern-kritischen Standpunkt vertritt, freut sich dankbar dieser „Herrlichkeit" der freien ethischen Auffassung als einer köstlichen Erfahrung seines eigenen Lebens. Nicht in dieser freien Auffassung aber, sondern in dem Boden, auf dem sie erwächst oder doch erwachsen kann, liegt die Eigenartigkeit der Ethischen Richtung. Valeton umschreibt sie als „*die absolute Gewißheit von der Realität dessen, was Gott dem Menschen in Jesus Christus geschenkt hat*: seine Offenbarung, die Versöhnung in ihm und durch ihn, das Leben, das er gebracht hat — unter Absehung von all den Vorstellungen, die man sich von dieser Tatsache bisher gemacht hat oder noch machen wird" (S. 10). Die Ethische Richtung verkündigt „*die absolute Selbständigkeit des Glaubenslebens*, das seine Gewißheit allein in sich selbst trägt" (ebenda).

Wie die Sonne scheint unbekümmert um die wechselnden Theorien von Wesen und Wirkung des Lichtes und wie sie auch dem scheint, dessen Anschauung hierüber den Fachleuten sehr veraltet, ja töricht erscheinen muß — womit nicht geleugnet sein soll, daß bessere Kenntnis auch erhöhten Genuß und vertiefte Freude verschafft —, so ist auch auf religiösem Gebiete die Existenz und Wahrheit der Dinge unabhängig von unserer dogmatischen Theorie:

Wir *haben* Offenbarung, Versöhnung und Leben mit Gott; wir haben all diese Dinge durch den Glauben, ganz abgesehen von ihrer verstandesmäßigen Erkenntnis ... Wenn die Welt mit Gott versöhnt ist, so können wir die Versöhnung genießen und ihre Früchte pflücken, gleichviel ob Anselmus mit seiner Beschreibung davon recht hat oder Hugo Grotius oder Luther oder Calvin oder Schleiermacher oder sonst wer ... Nun sind wir versöhnt; und weil wir es sind, sprechen wir davon und gehen davon aus bei unserer Predigt und bauen unser Leben darauf. Wir sind dieser Dinge gewiß im Glauben. (S. 11 f.)

Die Ethische Richtung lebt aus dem Glauben; sie ist Theologie des Glaubens. Dieser Glaube ist Lebensbeziehung mit Gott, „die Antwort von Menschenseite auf die Tat Gottes." So sehr ist dieser Glaube konstitutives Element der Ethischen Richtung, daß ihn Valeton „den sechsten Sinn" der Ethischen nennt:

Was in den Dingen des natürlichen Lebens das Sehen ist, ist in der Welt des Geistes das Glauben. Wo nichts zu sehen ist, sehen wir auch nichts, und wenn nichts zu glauben wäre, so würden wir auch nicht glauben. Aber andererseits: wie das Sonnenlicht uns nichts hülfe, wenn wir es nicht sähen, so würde auch das von Gott außerhalb von uns zu Stande gebrachte Werk der Versöhnung uns nichts helfen, wenn wir es nicht annähmen durch den Glauben. Durch den Glauben wird das, was Gott für uns hat, unser Eigentum, bekommen wir es in Besitz; dadurch aber erst bekommen wir auch die Gewißheit davon. Darum schließt der Glaube alles ein: Glaube ist Vertrauen, Glaube ist Selbsthingabe, Glaube ist Gehorsam. Wie wir wissen durch Sehen, so wissen wir auch durch Glauben. Glaube in diesem Sinn gibt Gewißheit. Wer glaubt, kann sagen: ich weiß, weil ich mit den Dingen Gottes in Berührung gekommen bin, und darum bin ich meiner Sache gewiß und darum gründe ich darauf mein Leben. Glauben bringt Erfahrung mit sich. Man darf Glauben und Glaubenserfahrung nicht verwechseln; aber es läßt sich auch beides nicht scheiden; wir glauben, und in demselben Maße erfahren wir; wir erfahren und darum glauben wir.

Wegen dieser Betonung des Glaubenslebens macht man den Ethischen den Vorwurf, daß sie ihren subjektiven Glauben zum Fundament ihres religiösen Lebens machen. Mit Unrecht:

Wir leben nicht von unserem Glauben; Niemand könnte das; sondern wir leben von den Dingen Gottes durch den Glauben. (S. 13)

Die Schwierigkeiten, die dieses Ausgehen von und immer wieder Zurückkehren zu diesem ethischen Standpunkt der religiösen Erfahrung mit sich bringt, verkennen die Ethischen nicht. Wie können sie beweisen, daß, was sie Sicherheit nennen, nicht bloße Einbildung ist, und daß also auch die Dinge Gottes, von denen sie reden, mehr sind als Produkte der Phantasie?

Ich antworte: auf dem Weg der Wissenschaft und Logik vermögen wir diesen Beweis nicht zu erbringen. Die Dinge Gottes lassen sich dem Verstand nicht vordemonstrieren. Das hat zunächst den Vorteil für uns, daß unsere Gewißheit von diesen Dingen auch nicht von dem Mangel an Beweismitteln erschüttert zu werden braucht. Auch wenn alle Beweise für die Existenz Gottes und ähnliche Glaubenssätze dahinfallen sollten: unsere auf anderem Wege erworbene und auf anderen Gründen beruhende Gewißheit berührt das nicht. Aber andererseits: wie können wir unsere Gewißheit Anderen dartun? Meine Antwort lautet: Auf demselben Wege, auf dem Licht sich als Licht erweist; es *ist* Licht, es scheint und es verdrängt die Finsternis in dem Maße, in dem es scheint. Wir bekennen die Erlösung durch Jesus Christus. Erlöstsein ist entweder nichts oder ein Zustand, der kontrolliert werden kann. So laßt uns als Erlöste uns zeigen ... Wir bekennen, daß Gott in Christus die Welt erlöst hat, und sagen, daß wir dessen sicher sind, weil wir selbst die Früchte dieser Erlösung genießen: gut, so

*) 1. Sammlung Toespraken Nijmegen 1892, 2. Sammlung Getuigenissen Nijmegen 1907, Christus en het Oude Testament, Nijmegen 1895, De veronderstelling (Voraussetzung) der Theologie, Utrecht 1898. Zum Teil deutsch, herausgegeben von A. Schowalter in „Vergängliches und Ewiges im Alten Testament" 1895, „Christus und das Alte Testament" 1896 und in einer Reihe von Zeitschriften.

laßt uns diese Früchte erweisen in dem Frieden unseres Lebens, in der Befreiung von Sünden, in dem Besitz neuen göttlichen Lebens.

Hier stehen wir vor dem eigentlichen schwachen Punkt dieser Position. Denn wo ist diese Höhe des Glaubens? wo sind die Kräfte des neuen Lebens, die da offenbar werden müßten?

Wenn es in dieser Hinsicht anders und besser mit uns stände, dann hätten wir sofort gewonnenes Spiel. Als Philippus zu Jesus sagte: „Zeige uns den Vater!“ antwortete der Herr: „Solange bin ich bei euch und du kennst mich nicht? Wer mich siehet, der siehet den Vater; wie sprichst du denn: zeige uns den Vater?“ Müßten wir nicht mutatis mutandis in unserem Maße ebenso sprechen können: Ihr fragt uns nach dem Beweis unseres Glaubens; ist er nicht gegeben in dem, was die Gemeinde als Wesen und Besitz ausweist? Seht uns an und ihr seht das Leben Gottes in uns; wo das Leben als Kraft sich offenbart, da findet den Glauben! . . . Aber so sprechen können und dürfen wir nicht . . . Und doch, auch durch die Schuld, die in dieser Hinsicht auf uns lastet, können und dürfen wir uns nicht zurückhalten lassen von dem Bekenntnis unserer Gewißheit. Die Gemeinde, deren Leben, deren Existenz als solche schon von diesen Dingen zeugt, ist eine Wirklichkeit.

Die Berufung auf den Glauben der Gemeinde seitens einer Richtung, die so stark den Nachdruck auf den persönlichen Glauben legt, hat ihr viel Spott eingetragen. Wo ist die Gemeinde? und wer bestimmt, was als Bestandteil ihres Glaubens angesehen werden darf oder muß? Daß man diese Schwierigkeit heute nicht mehr überwinden kann durch Identifizierung des Glaubens der Gemeinde mit dem Glauben der Kirche: darin sind sich die Ethischen einig. Niemand kann dem katholischen oder katholisierenden Begriff der Kirche ablehnender gegenüberstehen als sie; der Glaube als persönliche unmittelbare Beziehung zu Gott, den sie pflegen wollen, hat keine Gemeinschaft mit dem Glauben, der im Grunde nur Unterwerfung unter die Kirche ist. Eben deswegen ist aber auch die Bestimmung des Begriffes der Gemeinde von diesem „ethischen“ Standpunkt aus besonders schwierig, ja geradezu aussichtslos.

Man könnte sprechen von der Gesamtheit der Getauften oder der Abendmahlsgänger. Aber man fühlt sofort, daß das ebenso unrichtig ist. Und so ist es auch mit dem Glauben der Gemeinde. Ich maße mir nicht an, dessen Umfang zu bestimmen, aber ich gestehe dieses Recht auch Niemand anders zu, keinem Papst, keiner Synode, keinem Kollegium irgend welcher Art. Und doch frage ich: sind die Worte Welt und Gemeinde in ihrer Gegenüberstellung nur Klänge, oder bezeichnen sie Wirklichkeiten, wesentliche Gegensätze? Lassen sich diese Realitäten nicht in ihrem unterscheidenden Charakter erkennen und ins Auge fassen, auch ohne daß ihre Abgrenzung deutlich ist? Und wenn ja, worin liegt der Unterschied? Doch nicht allein in der Verschiedenheit des Systems von philosophisch-theologischen Begriffen oder der Moral oder der Organisation und ihrer Kultusformen. Was die Gemeinde im Unterschied zu der Welt, aus der sie heraustritt, zur Gemeinde macht, ist doch das, daß sie in einem anderen Verhältnis zu Gott steht. Die Gemeinde — ich spreche natürlich von der Gemeinde Jesu Christi — ist der Teil der Menschheit, der die durch Gott gewirkte Erlösung im Glauben annimmt, sie als ihr Eigentum annimmt und nun davon lebt.

Ich spreche hier dogmatisch und könnte die Sache auch so ausdrücken: Die Gemeinde ist das Teil der Menschheit, das der Wiedergeburt teilhaftig geworden oder das der Herrschaft des Todes entrissen ist, in dem die Kräfte des ewigen Lebens sich geoffenbart haben usw. Um die Formeln ist es mir nicht zu tun — nach der Natur der Sache geben sie alle zu Mißverständnissen Anlaß —, sondern nur um die eine Wirklichkeit, daß die Gemeinde einen anderen Glaubens- und Lebensbesitz hat als die Nicht-Gemeinde, daß sie, wenn auch in aller Schwachheit und oft kaum wahrnehmbar, doch tatsächlich ein im Grund der Sache anderes Leben führt als was außerhalb ihr steht; einer anderen Zukunft gewiß ist, aus einer anderen Wurzel erwächst und aus einer anderen Quelle schöpft. Wenn ich mich nicht täusche, steht und fällt damit alle Herrlichkeit nnd alle Bedeutung des Christentums. Das Christentum ist doch nicht nur eine etwas höhere Stufe, eine — fortgeschrittenere und darum, wie man sagt, geistigere Form der Religion, die im übrigen doch mit anderen Religionen auf gleicher Linie liegt. Sondern das Christentum bringt etwas Neues; es macht andere Menschen; es bringt aus dem Tod zum Leben. Und nun muß das nachgewiesen werden können. Vielleicht nur teilweise; vielleicht oder besser: sicher wird das der Eine auf diese, der Andere auf jene Weise zu tun suchen, und es wird Vieles übrig bleiben, das sich jeder Darlegung entzieht. Aber immerhin: es muß sich nachweisen lassen. Was Gott der Gemeinde gegeben hat, ist entweder nichts, dann ist auch die Gemeinde nichts; oder es ist ein Schatz, der sich dann aber auch bis zu einem gewissen Maße realisieren läßt, den immer mehr kennen zu lernen und zu gebrauchen, zu gebrauchen und kennen zu lernen das Streben Aller sein muß, die dafür Verständnis haben.

Nicht darauf kommt es an, daß dieses oder jenes Individuum von diesem Schatz etwas besitzt. Das Bewußtsein von diesem Besitzstand kann bei ein und derselben Person zu verschiedenen Zeiten verschieden sein; vor Schwankungen und Erschütterungen auf diesem Gebiete bleibt Niemand bewahrt. Nun gilt es aber alles, was innerhalb des Kreises der Gemeinde als Bestandteil dieses religiösen Besitzes zu gelten beansprucht oder als solchen sich zu erkennen gibt, zusammenzufassen und aus allen Jahrhunderten und Orten, nicht zum wenigsten auch aus dem Kreis, dem man selbst angehört, zu sammeln. Daß dabei viel Unsicherheit bestehen bleibt, ist natürlich; daß man nicht auf den Grund durchdringt, ebenso; und daß jede Beschreibung der dauernden Revision bedarf, versteht sich von selbst. Aber irgendwie muß man doch auf diesem Wege zu dem kommen, was der Glaube der Gemeinde ist, und die Pflicht, diesen Weg zu beschreiten, kann uns Niemand abnehmen. Allerdings, was zum Glauben der Gemeinde d. h. zu ihrem Lebensbesitz gehört und sie zur Gemeinde macht, wird nicht durch Stimmenmehrheit entschieden; es läßt sich auch weder durch logische Beweisführung entscheiden noch durch Dekret bestimmen. Aber es muß sich doch irgendwie offenbaren und legitimieren durch Kraft oder, um das Bild vom Licht noch einmal zu gebrauchen, durch erhöhte Leuchtkraft. Und was so sich offenbart, kann nicht geleugnet werden; es kann nur in seiner Wirklichkeit anerkannt und dann entweder beiseite gelegt oder aber — sofern man darin seinen eigenen Glauben wiederfindet, der sich davon getragen und gestärkt fühlt — um seiner Lebenskraft willen dankbar angenommen werden. So gehen wir aus nicht von dem Glauben dieses oder jenen Individuums, sondern von dem bis zu einem gewissen Maße persönlicher Besitz gewordenen Glaubensbesitz der Gemeinde, d. h. dem Glaubensbesitz Aller zusammen, die des neuen Lebens teilhaftig geworden sind. (S. 18 ff.)

A Schowalter

Mannhaftigkeit und Rechtssinn

Wenn heutzutage der kriegerische Geist in allen Kulturländern im Rückgang begriffen ist, wenn auch im deutschen Volk eine unverkennbare Kriegsunlust sich bemerkbar macht, so hängt das einmal mit dem scharf ausgeprägten Wirklichkeitssinn unsres heutigen Geschlechts zusammen, das den Krieg, nachdem ihm die glänzende Maske abgenommen ist, in seiner ganzen bestialischen Wildheit sieht. Sodann aber ist die tiefgehende Friedensliebe unsrer Völker ein Ausdruck des in ihnen lebenden Kulturbewußtseins. Je feiner und komplizierter das Räderwerk des Kulturlebens sich darstellt, um so empfindlicher ist es gegenüber dem rohen Eingriff mit kriegerischer Hand, und wenn auch nur ein Teil der Zeitgenossen die völlige Unvereinbarkeit von Krieg und Kultur klar erkennt, — eine Ahnung davon, welch ungeheure Werte durch den mit allen Errungenschaften der Technik geführten Völkerkampf zerstört würden, lebt auch in den Massen der Völker.

Ist nun der Abscheu vor blutiger Entscheidung der Völkerstreitigkeiten, wie er tatsächlich in weiten Kreisen verbreitet ist, einfach als Symptom einer beklagenswerten Verweichlichung zu registrieren? Und wenn das zugegeben werden müßte, — ist dann der Vorwurf der Unmännlichkeit, der marklosen Schwäche, wie er insbesondere der Friedensbewegung gemacht wird, berechtigt? Ich glaube, daß man ruhig die Tatsache eines verweichlichenden Einflusses jeder hochgesteigerten Kultur zugeben und im Zusammenhang damit z. B. die Befürchtung hegen kann, daß die fast nervös zartfühlenden Europäer des zwanzigsten Jahrhunderts kaum einen dreijährigen Krieg nach Art des Burenkriegs würden aushalten können, — und daß doch der organisierte auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Pazifismus mit allem Recht den Vorwurf der Weichlichkeit von sich abschütteln darf. Es muß geradezu als Infamie bezeichnet werden, wenn man Männer, die ihre Ueberzeugung von einer friedlichen Zukunft der Menschheit gegen den Ansturm eines ganzen Heerbanns von feindlichen Mächten mit Charakterfestigkeit verteidigen, persönlicher Feigheit zeiht. Man kann persönlich den Tod durch eine Kugel für wünschenswerter halten, als den schon von unsern Vorvätern verabscheuten „Strohtod“ und doch Mitleid haben mit den Verwundeten, die etwa mit weggeschossenen Kiefern oder herausquellenden Augen oder herausgerissenen Eingeweiden auf dem Schlachtfeld liegen, von unerträglichem Durst und rasenden Schmerzen gepeinigt, die Hände in den Boden eingekrallt, den langsam schreitenden Tod erwartend Stunden lang, Tage lang . . . aber Mitleid ist nicht gleichbedeutend mit Weichlichkeit. Wenn der Krieg, wie die

Militaristen behaupten, tatsächlich unvermeidbar wäre, wenn es keinen andern Weg gäbe, um Vaterland, Weib und Kinder zu schützen, als den blutigen Opfertod der Zehntausende, so müßte dieses Opfer ohne Widerrede gebracht werden, selbst auf die Gefahr hin, daß es im Fall der Niederlage vergeblich gebracht wäre.

Nun ist aber der Krieg vermeidlich wie alle Handlungen, die in den freien Willen der Menschen gelegt sind; er wird vermieden, ja er wird unmöglich werden, sobald die Gewalt an den Triumphwagen des Rechts gespannt, sobald die Interessenpolitik durch die Rechtspolitik ersetzt sein wird. Auf dieser Linie liegt die Zukunft der Menschheit; für diese Zukunft zu arbeiten, ist nicht unmännlich. Die Mannhaftigkeit besteht doch nicht darin, daß man stets bereit ist, einander an die Gurgel zu fahren; die Messerhelden haben nie als wahre Helden gegolten; wohl aber darin, daß man feststeht in der Sturmflut der Schmähungen, Verketzerungen, des unverdienten Hasses . . .

Wenn die Friedensbewegung den Krieg verwirft, so tut sie es nicht aus schwächlicher Furcht vor dem Schmerz, sondern aus Rechtssinn. Wir wissen, daß die Entscheidung durch das Schwert durchaus keinen Beweis dafür liefert, wer recht hat. Der Sieger beweist durch seinen Erfolg auf dem Schlachtfeld nur das Eine, daß er stärker ist als der Besiegte. Dazu kommt ein Weiteres. Die internationalen Beziehungen mögen einen sehr komplizierten Charakter tragen, Macht- und Interessenfragen mögen den größten Raum in der heutigen Politik einnehmen: es läßt sich doch nicht leugnen, daß eine Menge sehr interessanter und zum Teil schwieriger Rechtsfragen unter dem Wurzelgeflecht politischer Verwicklungen verborgen liegen, eine Menge von Rechtsfragen, die eben der Natur der Sache nach nur auf rechtlichem Weg gelöst werden können. Ich möchte die Probleme, die hier in Betracht kommen, nur in Frageform andeuten. Gibt es ein Recht der Eroberung? Soll dieses „Recht", das gleichbedeutend ist mit dem Recht des Stärkeren, also mit dem stärksten Unrecht, für alle Zukunft fortbestehen? Wie ist die Vergangenheit, die Gegenwart zu beurteilen, die auf diesem „Recht" aufgebaut wurde? Hat Rußland ein Recht, halb Asien zu besitzen? Frankreich ein Recht, Algier, Tunis, Tong-king, Anam, Senegambien für alle Zeiten festzuhalten? England ein Recht, vier Fünftel der ganzen Erde unter den Union Jack zu beugen, hat es ein Recht, Persien mit Rußland zu teilen? Gibt es ein Grundeigentumsrecht in dem Sinn, daß jedes an Uebervölkerung leidende Volk das Recht hätte, dünnbevölkerte Länder zu besetzen oder wenigstens den Abschluß von Niederlassungsverträgen zu verlangen? Gibt es ein Selbstbestimmungsrecht der unterworfenen Völker? Wann darf es in Kraft treten, schon dann, wenn die Völkersplissen die Selbstständigkeit der Unterwerfung vorziehen würden, oder erst dann, wenn die Menschenrechte der nationalen Minderheiten mit Füßen getreten werden? Müßten in dem letzteren Fall die nichtbeteiligten Kulturstaaten nicht die Rechtspflicht der Intervention anerkennen? Gibt es ein Recht der offenen Türe für den Handel? Wie weit geht es? Erstreckt es sich nur auf das Kolonialgebiet oder auch auf die Mutterländer? Darf es soweit ausgedehnt werden, daß gegebenen Falls auch die Landwirtschaft eines Kulturlandes durch die ausländische Konkurrenz vernichtet werden dürfte? Diese Fragen sind ernst genug, um einer gründlichen Behandlung unterzogen zu werden; sie sind aber viel zu ernst, als daß sie mit brutalen Hieben „gelöst" werden könnten, ganz abgesehen davon, daß Hiebe überhaupt keine Lösung bedeuten.

Ich behaupte, daß das deutsche Volk von Natur einen stark ausgebildeten Rechtssinn besitzt, der sich trotz künstlicher Unterdrückung durch die Tagespolitik immer wieder naturgewaltig Bahn zu brechen weiß. Wenn irgendwo in der Völkerwelt ein eklatanter Rechtsbruch sich vollzieht, da kommt die sittliche Entrüstung aus der Quelltiefe der deutschen Volksseele. Als die Baschi-Bozuks ihre Greuel an bulgarischen Frauen und Jungfrauen begingen, als 300 000 Armenier zum Teil unter grausamen Martern zu Tod gebracht wurden, als die Buren vergewaltigt, als die Juden von Bialystock gefoltert, als Finnland entrechtet wurde, als die Nachricht von den abgehauenen Händen der Kongoneger durch die Lande ging, — jedesmal zeigte sich das Aufwallen der empörten Menschlichkeit in unserer Nation. Die in ihrem Rechtsempfinden aufs tiefste getroffene Volksseele zittert und knirscht und schreit in solchen Fällen nach einem Mann, der die Aktionen der äußeren Politik in Einklang bringen könnte mit dem empörten Volksgewissen. Nicht als ob es sich um ein isoliertes Vorgehen des Deutschen Reichs gegen die „Barbaren" handeln könnte, wohl aber so, daß eine vereinigte Polizeimacht der Kulturmächte in Aktion treten müßte, ähnlich wie das unter Graf Waldersee, allerdings unter andersartigen Beweggründen, bei der Jahrhundertwende in China geschehen ist. Eine Polizeiaktion wäre kein Krieg.

Aber welche Berge von Widerständen werden den Forderungen des Rechtssinns entgegengetürmt! Die ganze mit dem Nimbus großer Erinnerungen umgebene sogenannte Realpolitik wird gegen die sogenannte Gefühlspolitik ausgespielt. „Zehntausend Bulgaren", sagte man dem deutschen Volk, als die bulgarische Freiheitsbewegung in blutiger Schande erstickt werden sollte, „sind nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert." Als die Armenier gemartert wurden, legte man intime Geschenke in die bluttriefenden Hände Abdul Hamids, nannte ihn „unsern Freund und Bruder" und verbot in Preußen Versammlungen zu Gunsten der Armenier polizeilich. Als wir uns für die niedergetretenen Buren begeisterten, sagte man uns im Reichstag: Der Deutsche solle nicht „Hansdampf in allen Gassen" spielen; Ohm Krüger kam mit seinem Hilfegesuch zwar nach Köln, aber nicht mehr bis Berlin. Als einige Abgeordnete der Linken sich gedrungen fühlten, aus Anlaß der geplanten Beraubung der Finnen eine Adresse an die russische Duma zu richten, um ihr das Rückgrat zu stärken, bemerkte man ihnen, es sei taktlos, den Russen in ihre Angelegenheiten dreinzureden. Und da wir keine Interessen im Kongostaat haben, so konnte man dort ruhig schänden, verstümmeln, in Zwangseisen legen — trotz der Verträge, durch welche wir den Eingeborenen ihre Menschenrechte gewährleistet haben! Eine derartige Politik aber untergräbt nicht nur den elementarsten Rechtssinn in seinen tiefsten Tiefen, — sie bringt ganz notwendig eine Verwirrung der sittlichen Begriffe mit sich, die nur unheilvoll auf unser nationales Leben wirken kann.

Das Rechtsgefühl des deutschen Volkes ist bei Alledem noch nicht ertötet. Aber hat es nicht seine Grenzen, wenn die eigenen Interessen in Frage kommen? Right or wrong — my country, sagte unlängst ein Führer einer staatserhaltenden Partei im Reichstag, das sei deutsch! Nein, das ist weder deutsch noch menschlich, — das ist Raubtiermoral. Die Engländer haben den Grundsatz tatsächlich praktiziert, daher haben sie nun auch ein Weltreich, das in allen Fugen kracht. Man muß aber, auch wenn man der Verständigung mit England immer das Wort geredet hat, nicht blind sein für die Fehler unsrer Vettern; und gerade diese Fehler nachzuahmen, daß hieße das eigene Wesen (an dem noch einmal die Welt genesen soll!) preisgeben. Der Unterschied zwischen englischem und deutschem Denken mag durch eine Parallele aus der Kolonialgeschichte deutlich werden. Cecil Rhodes, der Napoleon Südafrikas, hat mit dem Grundsatz rücksichtsloser Gewaltpolitik den Beifall des größten Teils seiner Landsleute gefunden; das war englisch. Karl Peters hat, als er auf deutschem Boden ähnliche Prinzipien durchführen wollte, eine fast einstimmige Ablehnung in seinem Vaterland erfahren, und das ist deutsch.

Und doch, muß nicht auch unsern Landsleuten das Gewissen geschärft werden, wenn die eigene Sache in Betracht kommt? Es sollte wenigstens erlaubt sein, zu fragen, ob es rechtlich gehandelt ist, Dänen und Polen für ihre Nationalität mit Ausweisungen, Enteignungsgesetzen, Sprachenverordnungen zu strafen. Es sollte wenigstens erlaubt sein zu fragen, ob es nicht besser gewesen wäre, die Nibelungentreue gegenüber dem Donaureich lieber bei andrer Gelegenheit zu zeigen, als aus Anlaß eines Vertragsbruchs. Eines ist schon heute, wenn die Worte noch den alten Sinn behalten sollen, ohne Frage klar: das „Heil der Welt" kann weder in einem Zweibund oder Dreibund, sondern nur in dem Bruderbund der Menschheit, diesem absehbaren letzten Ziel der Weltgeschichte, gefunden werden.

Um auf den Ausgangspunkt zurückzukommen: es ist nicht

nötig, um die „Mannheit“ zu beweisen, daß man allezeit die Hand am Schwertknauf habe; wohl aber ist es nötig, das Recht zu erkennen und dafür einzutreten ohne Rücksicht auf das eigene Wohl. „Des Mannes schönste Feier ist die Tat“, sagt Goethe; er konnte aber nicht die Tat brutalen Eigennutzes oder blutiger Gewaltanwendung meinen, wohl aber die Tat edelmenschlicher Hilfeleistung und freudiger Hingebung an das Ganze. Solche Taten werden aber nur von denen vollbracht, die von dem Geist einen Hauch verspürten, der gekommen ist, das Recht zu lehren auf Erden. Otto Umfrid

---

Die Judenfrage

im Briefwechsel Gustav Glogaus mit Hermann Steinthal

Berlin, 6. 6. 1890, Steinthal:

Lieber Glogau, es geschieht wohl heuer zum ersten Male, daß wir Dir zu Deinem Geburtstage gratulieren, aber es geschieht nun auch mit der angesammelten Wärme eines Viertel-Jahrhunderts. Dieser Rückblick erinnert mich auch daran, daß die Juden jedes Fest mit dem Segenswunsche einleiten: „Gelobet sei Gott, der uns am Leben erhalten und diese Zeit hat erreichen lassen.“ Diesen Spruch sprechen sie auch, so oft sie im Jahre eine neue Frucht genießen, und im Frühjahr beim Anblick der Baum-Blüte. Dies ist ein Optimismus, der mich oft gerührt hat. Man hatte den Leuten die Natur genommen, aber sie sprechen kurze Denksprüche für den Wohlgeruch, für Donner und Blitz, Stern-Schnuppen, Regenbogen und ferner beim Anblick eines Freundes, den man nach länger als einem Jahre wiedersieht, oder der von einer Krankheit genesen ist, beim Anblick eines regierenden Fürsten und eines jüdischen oder nicht jüdischen Weisen. Wenn ein Jude kein dankbares Gemüt hat, so ist wenigstens seine Religion nicht daran schuld.

Kiel, 2. 10. 1890, Glogau:

Vielleicht hängt es hiermit*) zusammen, daß ich Deine schöne Abhandlung über Nathan den Weisen, die ich auf der Reise erhielt, erst nun ich wieder daheim bin, zum zweiten Male und mit Muße gelesen habe. Nicht nur ist der hohe Sinn der Einleitung ganz der Deine, auch in der Auffassung muß ich Dir zustimmen, wenn mir auch nicht alles ganz deutlich ist, da ich Werthers Aufsätze in der Vossischen Zeitung nicht gelesen habe. Aber was Du aus Werther anführst, scheint mir den Sitz der heutigen Juden-Fragen von der einen christlichen Seite her sehr richtig zu bezeichnen; und ganz stimme ich Dir darin bei, daß ihre Lösung allein in der Höhe liegt, daß der „Mensch“ sie vollzieht, den es unter Juden und Christen geben kann, unter beiden aber nur in geringer Zahl tatsächlich gibt. Unter beiden — ich habe namentlich von Lazarus' Aeußerungen gelegentlich den Eindruck erhalten, daß er die „Schuld“ von den Juden ganz abwälzen möchte. Darin ferner hast Du im Hinblick auf die Dinge, wie sie heute liegen, vom historischen Standpunkte aus meine ganze Zustimmung: um ein Mensch zu sein, hat man nicht nötig, ein Nicht-Christ, Nicht-Muselmann, Nicht-Jude zu sein. . . . Ich aber glaube, daß in naher Zukunft, in 50 Jahren vielleicht, die Nathan usw. eine umschmelzende Macht auf ihr Volkssystem gewinnen werden, der Guß aufs neue sich vollziehen wird. Dafür sehe ich auf dem Gebiete der christlichen Theologie mächtige Vorbereitungen sich vollziehen, noch größere in den Gemütern der Menschen.

Ich bin neulich von unserm Privatdozenten E. W., der ein neues literarisches Unternehmen in Szene setzt, gebeten worden, mich über die Judenfrage öffentlich zu äußern — in einem Briefwechsel mit ihm oder etwa mit Lazarus. Ich habe es abgelehnt, weil dazu meine Studien nicht ausreichen. Wie denkst Du darüber?

Berlin, 3. 10. 1890, Steinthal:

Du hast doch auch jedesmal einen Abzug der kleinen Artikel bekommen, die ich für die „Allgemeine Zeitung des Judentums“ geschrieben habe, und sollst sie immer haben, soviel ich auch schreiben werde.

Wenn Du aus Lazarus' Reden „gelegentlich den Eindruck erhalten hast, daß er die Schuld von den Juden ganz abwälzen möchte,“ so muß ich sagen, daß das durchaus nicht Lazarus' wirkliche Meinung ist. Die Juden sagen am Versöhnungstage: „wir und unsere Väter haben gesündigt“, und bei jedem öffentlichen Unglück heißt es: „um unserer Sünde willen“ ist uns das gekommen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Von den Bewegungen auf dem Gebiete der christlichen Religion habe ich mir sagen lassen. Unsere Harnack und Kaftan, in Jena Nippold, haben ja hohe Pläne, über die ich hoffnungsvoll denke. Die Juden werden ja sehr natürlich in die allgemeine Strömung des Geistes der Nation, unter der sie leben, mit fortgerissen. Jeder Fort- und jeder Rückschritt der christlichen Theologie erzeugt einen analogen im Judentum. Lasse Dich nicht auf die Judenfrage ein. Eine Juden-Frage würde eine Christen-Frage, und eine solche kann unter uns existieren: das ist eine Frage der Metaphysik und Religionsphilosophie. Was man aber in der Welt Judenfrage nennt, das gehört in die gemeine National-Oekonomie, auch Jurisprudenz, das ist Magen- und Ehren-Frage. Du glaubst mir, wenn ich Dir sage: Diese Frage, weil sie so ganz und gar praktisch ist, verstehe ich nicht, und Du wirst sie auch nicht verstehen, und also ist sie mir gleichgültig. Der Jude kann nicht Unteroffizier sein, sagt der Major, — nun denn nicht; er kann nicht Ordinarius sein, sagt Treitschke, nun denn nicht. Was kann er denn sein? Nun Niemand kann ihm wehren, ein tüchtiger Mensch zu sein. So mag er streben, ein solcher zu werden. Ich denke hierüber kühler als die meisten Juden. Berthold Auerbach, stolz darauf, von Jakob Grimm als deutscher Dichter anerkannt zu sein, erträgt es sehr schmerzhaft, daß man ihn von antisemitischer Seite nicht als Deutschen, sondern als Semiten ansah. Mir kann das gleich sein. Welcher Rasse ich angehöre, und ob es Rassen gibt, das möchte Virchow, Johannes Ranke usw. entscheiden; welcher Nation ich angehöre, das ist ganz und gar meine Sache. Und was mir leid tut, wenn man mich nicht als Deutschen anerkennen will, das ist bloß, daß sich darin völlig undeutsche Gesinnung kund gibt.

Lessing war Christ, er selbst hätte sich entschieden als Christ bekannt. Mendelssohn war Jude, beide waren sie echt deutsch.

Kiel, 10. 3. 1891, Glogau:

So ist mir Deine Tätigkeit in der Allgemeinen Zeitung des Judentums trotz meiner Wünsche für die Bibelarbeit höchst willkommen.*) Ja, Deine Arbeit über die Bescheidenheit hatte mich ganz entzückt: Das war ein Wort zur rechten Zeit und an rechter Stelle. . . . Und nun meine ich, daß die Himmelsrichtung für Treffer besonders glücklich ist, in der diejenigen sich befinden, welchen wir durch Bande der Natur, des Glaubens und der Geschichte am nächsten stehen — also Glück auf zu Deiner Arbeit an der Allgemeinen Zeitung des Judentums! . . .

Mag es der Verein deutscher Studenten sein, der mir Gelegenheit gibt, gegen den blöden Antisemitismus, der diese gutmeinenden Jünglinge verdummt, aufzutreten, . . . überall bin ich, so wie ich dazu aufgefordert wurde, bereit gewesen, das Schwert zu ziehen, und dem äußern Anschein nach stets mit gutem Erfolge.

Berlin, 5. 5. 1892, Steinthal:

Meine Damen lassen Euch grüßen; sie sind mit den Vorbereitungen zum Osterfest sehr in Anspruch genommen. Unser Ostern erfordert mancherlei, besonderes z. B. Rosinen-Wein, prosaisch Rosinen-Wasser genannt, ein wunderbarer Saft, in welchem gewisse Herren, auch im Reichstag, Christen-Blut vermuten. Kennst Du Heinrich Heines Rabbi von Bacharach?

Berlin, 27. 12. 1892, Steinthal:

„Entweder Christentum oder Atheismus“ hieß die Parole. Von welchem Christentum ist hier die Rede? von Deinem? Du wirst von diesen Christen verbrannt, früher als ich; mag man mich als Juden oder als Atheisten verbrennen, erst kommst Du, der Ketzer. . . .

Kiel, 21. 2. 1893, Glogau:

Unser scheinbarer Gegensatz beruht also zum guten Teil darin, daß wir nach verschiedenen Seiten hinschauen. Tolstois und ev. mein Christentum sollte doch auch Deinem und Lazarus' Judentum nicht so fern stehen. Der Krystallisationspunkt und damit die bleibende Seele des christlichen Dogma ist und bleibt ein Rabbi, der nur aus dem inneren Ringen und den äußeren Schicksalen des jüdischen Volkes heranwachsen konnte. Und die Frage, wer wohl zuerst verbrannt werden würde, Du, der Jude, oder ich, der Ketzer, hat mir zu allen Zeiten ganz fern gelegen — ich habe nicht das Geringste einzuwenden, daß man mich zuerst und allein verbrenne.

Berlin, 5. 5. 1894, Steinthal:

Mit Mühe und Not habe ich mir die Rezension meiner Schriftbibel und Religionsphilosophie von D. verschafft. . . . Die Hauptsache ist, daß er den prinzipiellen Unterschied der Weltanschauung hervorgehoben hat: Optimismus und Erlösungs-Bedürfnis, um nicht zu sagen, Pessimismus. . . . Wenn aber D. diesen Prinzipienstreit mit der Rassenfrage, indogermanisch oder semitisch, verquickt, so hoffe ich, daß er den Widerspruch, den sowohl die Geschichte wie die Anthropologie (Virchow) erhebt, noch hören wird. . . .

Das mag alles hingehen, und über „Verstand und Vernunft“ will ich garnicht reden. Was mich aber verdrießt, ist das wohlwollend gemeinte „maßvolle und mit Milde geübte Einschränken des semitischen Elements usw.“ Aber ich werde keine Antikritik schreiben, denn ich muß mein geringes Maß von Leben aufsparen für wichtigere Dinge.

Wer mit uns diese Sammlung durchdacht hat, wird unwillkürlich von der nahen Vergangenheit in die Gegenwart selber sehen. So war es damals. Wie ist es heute? Die Rassenfrage, die Völkerfrage ist und bleibt eine bedeutsame. Nicht nur der Polen, der Dänen usw., auch der Juden sollen wir gedenken. Nicht nur einmal im Jahre am 10. Trinitatissonntage in der Kirche, sondern vor dem Forum der Welt, vor dem Richterstuhl des Rechts. Steinthal weist mit seinem Wesen über das Judentum hinaus, mit seinen Werken hat er dem Christentum wesentliche Dienste geleistet, mit jüdischer Gelehrsamkeit auch die christliche Wissenschaft befruchtet. Unchristliche Behandlung ist der Dank gewesen, den man ihm gezollt hat. Der da wußte, daß Undank der Welt Lohn ist, hat auf Dank nicht gerechnet. Eine merkwürdige Ironie des Schicksals aber ist es, daß ein tief-

*) Mit seiner Tilsiter Heimatsreise.

*) Im Sinne des Abschneidens des Gelehrtenzopfes.

frommer, christlich freier Mann wie Gustav Glogau, der vom philosophischen Standpunkte auf unsere christlich-evangelischen Positionen kommt, sie also einwandfrei bekräftigt, sein innigster Freund sein mußte und — wollte!

Daß wir bei unsrer Zusammenstellung die Judenfrage im weitesten Wortsinne gefaßt haben, hat sich daraus ergeben, daß sie nach der theoretischen wie nach der praktischen Seite hin gestreift worden ist. Ihrer feinsten Voraussetzungen, wie sie in einer wissenschaftlich gründlichen Bearbeitung und religiös tiefgründigen Durchdringung des Alten Testamentes bestehen, ist ebenso gedacht wie der gröbsten Verirrungen und Verwirrungen des Urteils der unliebsamen Rasse gegenüber. Manche Werke Steinthals sind erwähnt, wodurch Veranlassung gegeben ist, ihnen nachzugehen. Manche Personen jüdischen Ursprungs, namhafte Männer sind genannt: Lessing, Mendelssohn, Heine, Auerbach. Der Mensch im Juden, aber auch der Jude als deutscher Patriot ist uns gegenübergetreten. Schöne jüdische Sitten sind uns bekannt gemacht, und sie haben uns trotz des Abstandes vom Juden angeheimelt; was als jüdischer Aberglaube verschrieen war, ist vor unsren Augen wie Luftgespinnst zerrissen. Mag dem jüdischen Gelehrten manch bitteres Unrecht zugefügt worden sein, „mit spinozistischer Gemütsruhe" erträgt ers. So tief ist er in das Wesen dieses Weisen versenkt, daß er das Auge seiner heimgehenden Agathe noch als Spinoza-Auge verherrlicht. Mit Freude und Teilnahme sehen wir den Freund lieber den Consensus als den Dissensus herausstellen, vollends durch den beiden gemeinsamen Rabbi (s. Glogau am 21. 3. 93): Einer ist unser Meister (Matth. 23, 8)! Dieser Rabbi ist der König von Israel nach dem Fleisch, der Könige auch im geistlichen Israel. Denn nicht nur das Heil, sondern gar der Heiland kommt von den Juden, von denen Viele allein das Unheil kommen sehen! Viktor Kirchner

---

Aus dem Lande der jüngsten Großmacht, Brasilien

2. Die Stellung des Katholizismus

Auf einem unlängst in Petropolis abgehaltenen katholischen Journalistenkongreß führte ein Redner aus, daß die Katholiken durch die republikanische Bewegung wie im Schlafe überrascht worden seien. Tatsächlich wurde über Nacht nicht bloß das Kaisertum gestürzt, sondern auch die Vorherrschaft der katholischen Kirche als wohl eingerichteter Staatskirche gebrochen. Die Republik bedeutete die sofortige Trennung von Staat und Kirche, die sich ebenso widerstandslos vollzog wie die politische Umgestaltung. Allerdings wurde der Kirche ihr Vermögen belassen, das insbesondere in ihren liegenden Gütern und Gebäuden nicht gering ist. So ist z. B. die Kathedralkirche von Rio de Janeiro auf den Langseiten ganz umbaut von Geschäftshäusern, die auf kirchlichem Grund und Boden stehen und durch ihre Mietsgelder die Kirche zur reichsten Südamerikas machen. Es geriet jedoch der Katholizismus durch die Begründer der Republik so ins Hintertreffen, daß z. B. die ersten Bundespräsidenten während ihrer Amtszeit nicht in die Messe gingen. Erst der im vorigen Jahr im Amt verstorbene Affonso Penna, ein Kompromißkandidat der wahlmachenden Parteien, ließ sich im Freistaat, den er als ehemaliger kaiserlicher Staatsrat nicht mit herbeigeführt hatte, die Freiheit nicht nehmen, seinen Glauben zu bekennen und zu üben, wie es ihm sein Gewissen vorschrieb. Sein Nachfolger Nilo Peçanha hinwiederum machte sich ein Gewissen daraus, in amtlicher Eigenschaft eine Kirche zu betreten und ließ besonders darauf hinweisen, daß er die nach Rio gebrachte Leiche des in Nordamerika verstorbenen Botschafters Joaquim Nabuco nicht bis in die Kirche begleitet habe. Viel erörtert wurde in der Presse die Frage, ob der Minister des Auswärtigen Baron Rio Branco dem in Rom zum Kardinal ernannten und von dort zurückkehrenden Erzbischof von Rio de Janeiro bei der Begrüßung wirklich die Hand geküßt habe. Jedenfalls wurde aber in ganz Brasilien die Ernennung eines Brasiliers zum Kardinal, als ersten südamerikanischen Prälaten, der zu dieser Würde erhoben wurde, zumal im Hinblick auf das rivalisierende Argentinien mit Stolz vermerkt.

Bei der letzten Bundespräsidenten-Wahl traten die Katholiken bereits mit Forderungen an die zwei Kandidaten heran. Freilich waren beide Freimaurer und mit der Republik seit ihrem Bestehen verflochten. Der gegen Marschall Hermes nachmals unterlegene Kandidat Ruy Barbosa, früher stark antiklerikal, gab bündige Versprechungen zum Schutz der katholischen Kirche in ihren berechtigten Ansprüchen und wurde in vielen Diözesen von den Priestern zur Wahl empfohlen.

Der katholische Geist hat sich auf allen Linien wieder auf sich selbst besonnen und ist im Vordringen begriffen; nicht bloß in hierarchischen Maßregeln wie Gründung neuer Erzbistümer und Bistümer. Die katholische Presse hat sich zusammengeschlossen und hält Journalistentage; Volksvereine werden gegründet; die in Europa so gut ausgebildete Technik des katholischen Vereinswesens wird nach Brasilien übertragen. In Rio Grande do Sul werden schon seit mehreren Jahren Deutsche Katholikentage gehalten, mit vorzüglichem Programm und musterhafter Ordnung bei großem Zulauf. Die Klöster, die fast keine Novizen aus lusobrasilischen Kreisen mehr bekamen und nach päpstlichem Befehl zunächst auch keine mehr aufnehmen sollten, sind mit Ausländern, zu einem guten Teil mit Deutschen, auch in völlig lusobrasilischen Staaten wie Pernambuco, Bahia, Rio, besetzt worden. In den drei größten Klöstern der gleichnamigen Hauptstädte dieser Staaten stehen Aebte germanischer Abkunft an der Spitze. Es hat sich jetzt eben die Frage erhoben, ob das reiche alte São Bento-Kloster in Rio de Janeiro nicht an den Staat falle, nachdem die letzten lusobrasilischen Insassen ausgestorben sind. Bei der engen Verbindung mit dem Geistesleben Frankreichs fehlt es nicht an Stimmen, die unter Hinweis auf die Vorgänge daselbst eine Säkularisation der Kirchengüter bei einem Anlaß wie dem genannten beantragen. Sie werden aber nicht durchdringen. Man beugt auch schon auf katholischer Seite vor, daß die Ansteckung mit dem kirchenfeindlichen Geiste Frankreichs nicht zu weit um sich greife. Wie andere Franzosen und Italiener es in den letzten Jahren machten, Turot, Doumer, Ferri, so ist eben der frühere Ministerpräsident Clemenceau auf einer Reise durch Südamerika begriffen mit Vorträgen über die wahre Demokratie, die er sich, nebenbei gesagt, sehr gut bezahlen läßt. Er will auch nach Rio kommen. Da hat O Centro da União Popular e Commissão Permanente dos Congressos Catholicos im Staate Minas Geraes einen Protest dagegen erlassen, daß dieser Glaubens-, Kirchen- und Gottesfeind mit amtlichen Ehrenbezeugungen empfangen werde.

Daß auch ein neuer Eifer auf dem Gebiet des Erziehungswesens entfaltet wird, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Groß sind darin seit jeher die Jesuiten. Wer die auch in der alten Heimat aus Anlaß von Kirchbau, Synodal-Schule und Mädchenstift bekannter gewordenen deutschen Koloniestädtchen Rio Grandes wie São Leopoldo, Santa Cruz, Novo Hamburgo zum ersten Male besucht, ist überrascht beim Anblick der großen beherrschenden Bauwerke der katholischen Erziehungs- und Kranken-Anstalten, in denen vorwiegend natürlich Lusobrasilier untergebracht sind. Bis in die entferntesten Oerter des Urwalds oder des Kamps bringt der deutsche Ordensmann, der die Stelle des ehemaligen bequemen, den Monsignor spielenden brasilischen Weltgeistlichen besetzt hat. Ja, auch in der Mission an den noch etwa 300 000 Köpfe zählenden Ureinwohnern sind deutsche Patres vorwiegend beteiligt, und wenn etwas Rechtes zur Zivilisierung der Indianer und zu ihrer Erhaltung geschieht, so ist es der Mission zu danken, ob auch der gegenwärtige Landwirtschafts-Minister einen ansehnlichen Etatsposten für den Zweck ausgeworfen hat, die Wilden durch Laienkatechese zu zähmen. Die Hauptsache bleibt bei solchen staatlichen Unternehmen hierzulande die Aufstellung und richtige Bezahlung des Beamtenkörpers, dessen Direktor etwa 1000 Mark im Monat bezieht. Das nötigste Gesetz ist nicht gegeben worden, und würde kaum eingehalten werden, nämlich strenge Strafen für Jeden, der den Eingeborenen Schnaps verkauft. Ein Schutz der Eingeborenen wäre wohl nötig; denn rasch werden vollends die letzten unbekannten und ungestörten Räume im Innern Brasiliens von

allen Seiten her erschlossen. Von Rio und São Paulo mit Bahnen; von Amazonas her von den Kautschuk-Sammlern. Schon hörte man, daß am Oberen Amazonas die Greuel des Kongo an den Eingeborenen sich wiederholen, hier aber seitens einer englischen oder nordamerikanischen Gesellschaft. Die evangelischen Gemeinden Rio Grandes machten vor Jahren den Versuch zu einer Mission an den halbzahmen Indianern im Nordwesten ihres Landes und im Hinterland von S. Katharina. Die beiden Missionare fanden die dortigen Sippen feindselig, dem Schnaps ergeben und bereits mit Amuletten katholischer Herkunft versehen, so daß sie unverrichteter Sache wieder umkehrten.

Die Wilden, die in den Urwäldern S. Katharinas, an den Grenzen von Blumenau und Hansa hausen, durchstreifen nomadenhaft und beutegierig den Wald und sind für eine friedliche Annäherung gar nicht zugänglich. Man wird von evangelischer Seite die Missionierung der Ureinwohner ruhig der katholischen Kirche überlassen dürfen, die mit ihren Parochieen schon das ganze Indianergebiet umsäumt. Zur Missionsarbeit sind die deutsch-evangelischen Gemeinden selbst noch zu schwach; die Ausbreitung des Werks der Brüder-Mission von Surinam aus, als einem Posten in der Nähe des Amazonas, verbietet sich wohl durch die finanzielle Lage dieser Mission. Die katholische Kirche hat sich von jeher der Ureinwohner Südamerikas angenommen; sie hat in dem noch heute Missiões genannten Gebiete am Paraguay und Parana einst Großes geleistet, nicht zum wenigsten durch deutsche Patres, so mag sie ihre historische Aufgabe vollends ausführen.

Auf den Gebieten des Ordenswesens, der Seelsorge, Erziehung und Mission wird von deutschen Katholiken in Brasilien heute so viel geleistet, daß die Behauptung nicht zu gewagt ist, daß der wichtigste geistige Einfluß Deutschlands auf Brasilien gegenwärtig in dieser durch Deutsche geleisteten Katholisierung und Rekatholisierung bestehe. Schon die Passagierlisten der Schiffe geben darüber Auskunft. Paul Aldinger

---

Ein neues Gesangbuch

Die Reform des Gesangbuchs sowohl nach dessen inhaltlicher Gestaltung wie nach seiner künstlerischen Ausstattung ist in den letzten Jahren mehrfach in der Christlichen Welt erörtert worden. Ich erinnere vor allem an den Aufsatz von Nithack-Stahn (Jahrgang 1906 Nr. 33) wie an Weizsäckers Artikel (Jahrgänge 1909 Nr. 41 und 1910 Nr. 43). So wird vielleicht ein kurzer Bericht willkommen sein über ein neues Gesangbuch, das soeben für die beiden sächsischen evangelisch-reformierten Gemeinden in Dresden und Leipzig fertiggestellt worden ist.*) Seine Bearbeitung lag in den Händen zweier aus je fünf Mitgliedern bestehenden Ausschüsse des Dresdner und des Leipziger Reformierten Konsistoriums; ihnen gehörten die fünf Prediger der Gemeinden an; neben diesen waren also ebensoviel „Laien" an der Arbeit beteiligt. Aber auch aus der Mitte der Gemeinden heraus sind Wünsche besonders bezüglich der Aufnahme von neuen Liedern erbeten und geäußert worden, denen nach Möglichkeit Rechnung getragen worden ist.

Als Grundlage für die Arbeit diente das bisherige, gleichfalls durch Vertreter der Gemeinden geschaffene Gesangbuch, das seit 1887 im Gebrauche stand und jetzt vergriffen war. Die Anordnung der Lieder ist die gleiche geblieben. Den Beginn machen Lob- und Dank- und danach Gebetslieder. Es folgen die Lieder für die Festzeiten. Die weiteren Ueberschriften lauten: „Wort Gottes, Kirche, Mission"; „Gottesdienst"; „Taufe und Konfirmation"; „Abendmahl"; „Buße"; „Glaube"; „Liebe zu Gott und Jesus"; „Trost und Vertrauen"; „Christlicher Sinn und Wandel"; „Morgen und Abend"; „Trauung, Familie"; „Alter"; „Ernte"; „Vollendung". Die vorletzte und drittletzte Gruppe sind neu hinzugekommen.

Was den Liederbestand betrifft, so enthielt das frühere

*) Gesangbuch, herausgegeben von den Konsistorien der evangelisch-reformierten Gemeinden in Dresden und Leipzig. Leipzig, Johann Ambrosius Barth 1911. Einfach gebunden 2,50; bessere Ausgaben bis zu 6 Mk.

Gesangbuch 280 Lieder. Davon sind 29 ausgeschieden worden, teils wegen ihrer Fremdartigkeit für unser gegenwärtiges religiöses Empfinden und theologisches Denken, teils wegen ihres geringen poetischen Werts; sie kamen auch bisher im Gottesdienst nur wenig oder überhaupt nicht zur Verwendung. Zu ihnen gehört übrigens, um auf die von Nithack-Stahn beanstandeten Lieder zurückzugreifen, das Lied von Decius „O Lamm Gottes, unschuldig am Stamm des Kreuzes geschlachtet", das nach längeren Erwägungen schließlich fallen gelassen wurde, während das Luthersche „Wir glauben all an einen Gott" und das Lied von Speratus „Es ist das Heil uns kommen her" schon vorher fehlten. Als Ersatz für die ausgeschiedenen Lieder sind nun 93 neue aufgenommen worden, sodaß das gegenwärtige Gesangbuch 344 Lieder umfaßt. Schon unser bisheriges Gesangbuch war, ähnlich den Schweizer Gesangbüchern, dadurch ausgezeichnet, daß es manche in den sonstigen Gesangbüchern Deutschlands nicht begegnende Lieder aus dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert darbot, die von den Anstößen frei sind, die uns den reinen Genuß der älteren Kirchenliederdichtung zuweilen stören, so wenig deren bleibende Bedeutung angetastet werden soll. Bei der jetzigen Neugestaltung ist man aber besonders darauf bedacht gewesen, aus dem Liederschatze der neueren und neuesten Zeit zu schöpfen, wenn auch daneben einige Lieder aus früheren Jahrhunderten dem Bestande eingefügt wurden, die man darin bisher mit Recht vermissen konnte. So ist, um der 19 Lieder des trefflichen Gellert nur nebenbei zu gedenken, Arndt mit 6 Liedern vertreten, darunter neu aufgenommen das Abendlied „Gegangen ist das Sonnenlicht" und das Sterbelied „Geht nun hin und grabt mein Grab"; Max von Schenkendorf mit zwei Liedern, dem Weihnachtslied „Brich an, du schönes Morgenlicht" und dem Gottesdienstlied „Gottesstille, Sonntagsfrühe"; Rückert mit seinem bekannten Adventsliede; Garve mit vier Liedern, u. A. einem schönen Erntelied; der Altenburger Sachse mit zwei schwungvollen Reformationsliedern und dem, um der Verwendung im Gottesdienst willen in zwei Lieder zerlegten, ergreifenden Grabgesang: „Wohlauf, wohlauf zum letzten Gang"; Spitta mit 16 Liedern, unter ihnen zwei Arbeits- und Berufslieder; Julius Sturm mit 5 Liedern, Gerok mit drei, darunter das Passionslied „Durch manche Länderstrecke", wie sich denn für diesen angesichts der Auflösung der Satisfaktionslehre besonders schwierigen Teil des Gesangbuchs eine Reihe neuerer, unanfechtbarer Lieder hat finden lassen, aus denen ich nur noch Konrad Ferdinand Meyers „Jetzt, da die Zeit sich nähert deiner Leiden" hervorhebe. Weiter sind aufgenommen von Geibel ein Oster- und ein Reformationslied, während wir leider auf das herrliche Lied „Herr, den ich tief im Herzen trage" verzichten mußten, da eine für den Gemeindegesang geeignete Melodie fehlte; ferner Schwabs Himmelfahrtslied „Laß dich nicht vom Frühling täuschen"; drei Lieder von Viktor von Strauß; von dem ehemaligen Basler Professor Hagenbach neben einem „Trost- und Vertrauenslied" ein wahrhaft „geistiges" Abendmahlslied; eines andren Schweizers, Rietmann, Lied „Es steht ein Bau, von Gott bereitet", spricht in prächtiger Weise das Recht aus, in mancherlei Zungen von Gott zu reden. Auch die jüngste religiöse Dichtung kommt zu Ehren in Gustav Schüler, von dem zwei Lieder Aufnahme gefunden haben („Der du stark die Sterne lenkst", ein Neujahrslied, und „O Atem erster Frühe", ein Morgenlied); ebenso haben wir uns Gays Tauflied (1910 in der Christlichen Welt zuerst veröffentlicht) nicht entgehen lassen. Endlich freuen wir uns, daß wir in unserem neuen Gesangbuch auch zwei Lieder von Predigern unserer Leipziger Gemeinde besitzen, das eine von dem 1866 verstorbenen Pastor Blaß „Wir glauben all an einen Gott", ein schlichtes Bekenntnis zu einem tätigen, hoffnungsmutigen Christentum, das andere von unserem jetzigen Amtsgenossen Mehlhorn, ein frisches, an die Pfingstgeschichte sinnig anknüpfendes Pfingstlied „Was für ein Frühlingssausen geht durch die alte Welt?" Neben den Dichtern kommen aber auch die Dichterinnen zu Wort: Julie von Hausmann („So nimm denn meine Hände"), Eleonore Fürstin Reuß („Das Jahr geht still zu Ende") und die Schweizerin Meta Heußer mit zwei innigen, dabei alles Weichliche vermeidenden Jesusliedern.

Neben der Neugestaltung des Liederbestandes lag uns aber noch eine andere Aufgabe ob. Unser bisheriges Gesangbuch bot vielfach einen Text, der von der ursprünglichen Form in einem Maße abwich, das uns vor unserem historischen Gewissen, aber auch mit Rücksicht auf die ursprüngliche Kraft und Treuherzigkeit der alten Lieder nicht gerechtfertigt erschien. So haben wir, soweit wir den Urtext ausfindig machen konnten, und soweit er nicht allzugroße inhaltliche Härten und offenbare Geschmacklosigkeiten bot, ihn wiederhergestellt und glauben, bei dieser Arbeit ebenso die Ehrfurcht vor den Schöpfungen der Vergangenheit gewahrt zu haben wie der Klippe eines den praktischen Gegenwartsberuf des Gesangbuchs verkennenden Archaismus entgangen zu sein. Daß, um einen besonders wichtigen Einzelfall zu erwähnen, in dem zweiten Verse des Liedes „O Haupt voll Blut und Wunden" eine Rekonstruktion der jetzt stark, aber würdig veränderten Urform nicht erfolgt ist, hat in einer ausgesprochenen Gemeindeüberlieferung seinen Grund.

Wie in den meisten neueren Gesangbüchern ist dem ersten Verse jedes Liedes die Singweise beigefügt. Soweit ich nach einer kurzen Prüfung des musikalischen Teils unseres Gesangbuchs, dessen Bearbeitung durch unseren Leipziger Organisten Schwarzbach geschehen ist, zu urteilen vermag, sind solche Unstimmigkeiten zwischen Text und Melodie, wie sie Christliche Welt 1906 Nr. 36 von Balzer und Rade gerügt sind, vermieden.

Und nun noch ein Wort über die äußere Gestalt! Dem ersten, die einstimmigen Noten begleitenden, Verse folgen die weiteren in zwei nebeneinander stehenden Reihen. Reformierter Eigenart gemäß fehlen Bilder und war auch eine sonstige Ausschmückung im größeren Umfange ausgeschlossen. Gleichwohl ist, dank vor allem der Bemühungen des Verlegers, der zugleich als Ausschußmitglied an der inneren Gestaltung des Buches wirksamen Anteil genommen hat, den Forderungen künstlerischen Geschmacks Rechnung getragen worden. Der Druck ist, wie in der großen Ausgabe des neuen Gesangbuchs für Elsaß-Lothringen, in Schwabacher Schrift erfolgt. Die Seiten haben eine Umrahmung in einfachen Linien. Das Titelblatt und die Ueberschriften der verschiedenen Liedergruppen sind besonders gezeichnet, eine Arbeit des Kunstmalers Delitsch von der Akademie für graphische Künste in Leipzig. Es sind zwei Ausgaben hergestellt, eine auf dickerem Papier und eine bequem in der Tasche zu führende auf dünnem Papier.

Nithack-Stahn schreibt in seinem Artikel: „Auf all diesen neuen Wegen (der Gesangbuchsreform) gehen uns die kleinen Sondergemeinschaften, wie die Brüdergemeine, und die Sekten voran, nicht immer mit gutem Beispiele, aber doch mit dem Beispiele. Denn sie sind geschichtlich freier als wir" d. h. die Landeskirchen. Auch wir kleinen selbständigen Gemeinden genießen dieses wertvolle Vorrecht freierer Beweglichkeit. Hoffen wir, daß wir bei dieser unserer Gesangbuchsarbeit guten Gebrauch davon gemacht haben!

Max Scheibe

Verschiedenes

Calvin und wir. Auf die Besprechung meiner Broschüre „Calvin und wir" in Nr. 13 dieses Blattes glaube ich dessen Lesern die folgenden Erklärungen geben zu sollen:

1. Meine Schrift sollte keine wissenschaftliche Abhandlung mit neuen Ergebnissen, sondern eine populäre Darstellung sein, die namentlich auch in der Servetfrage durch eine ausführlichere Wiedergabe der Quellen, als das z. B. bei Knodt geschehen war, dem Laien ein Urteil ermöglichen sollte.

2. Die von mir vertretene Beurteilung Calvins stützt sich in erster Linie auf die primären Quellen, zu denen ich aber nicht nur die Korrespondenz de Tries rechne, wie das Weiß und Schwarz tun, sondern vor allem auch die ganze von mir zitierte Stelle der Defensio und die Akten des Genfer Servetprozesses mit ihrem beredten Schweigen oder runden Leugnen Calvins auf die bestimmten Fragen seines Gegners. Von dieser Quelle erfährt der Leser bei Weiß überhaupt nichts und von jener m. W. — ich besitze leider den Aufsatz nicht mehr — nur ein bis zwei Sätze in einer Anmerkung, während doch nach dem Vorgange Castellios und von der Lindes eine genaue Analyse des ganzen Zusammenhangs nötig gewesen wäre. — Auch die sekundären Quellen, die Weiß gar nicht berücksichtigt, scheinen mir dringend nötig zu sein, wenn man beurteilen will, was Calvin gesagt hat, bezw. wie seine Worte aufgefaßt wurden, ja aufgefaßt werden mußten.

3. Es ist mindestens sehr mißverständlich, wenn mir nachgesagt wird, ich hätte Calvin mit der Zensur eines „dreisten Lügners" entlassen. Das klingt ganz so, als hätte ich den Reformator einen gewohnheitsmäßigen Lügner genannt. Das habe ich nicht getan, vielmehr Seite 9 seine radikale Wahrheitsliebe gegenüber unhaltbaren Traditionen ausdrücklich als vorbildlich anerkannt. Für die Beurteilung des Seite 15 und 27 vorliegenden Spezialfalles habe ich allerdings in Anführungszeichen ein Zitat wiedergegeben, in dem der Ausdruck „dreiste Lüge" vorkommt. Daß die betreffende Stelle aus Buisson stammt, darf doch wohl bei Forschern auf diesem Gebiet als bekannt vorausgesetzt werden, auch wenn ich nicht auf den Aufsatz von Paulus hingewiesen hätte, der alles wissenschaftlich genau belegt hat. Wie schwer dem Hugenotten, dem man wahrlich keine Geringschätzung Calvins wird nachsagen können, sein Urteil (hardi mensonge) geworden ist, geht deutlich aus den Worten hervor, mit denen er es als Protestant einleitet: „Die Feder sträubt sich es niederzuschreiben, aber das Gewissen verlangt es." Dies nach meiner und vieler anderer Leute*) Meinung von Weiß nicht widerlegte Urteil bleibt auch dann noch bestehen, wenn man Seite 27 nicht mit mir noch „weiter geht" und auch die Abfassung des ersten Briefes mit der Auslieferung des Druckbogens der Restitutio bereits auf die Inspiration Calvins zurückführt. Das halte ich mit Mosheim zwar nicht für unbedingt gewiß, aber noch immer für höchst wahrscheinlich.

Solange also keine besseren Gründe gegen mich vorgebracht werden, muß ich meinerseits dem besten Servetkenner Englands Principal Alexander Gordon in Manchester recht geben, wenn er in seiner neuesten Broschüre „The personality of Michael Servetus" mit offenbarer Beziehung auf den Rettungsversuch von Weiß schreibt: With the verdict of history on that matter I am well content. This only I will now say. His modern apologists are ill-advised, when they essay, abandoning their defences, to make excuse for Calvin's share in the tragedy of Servetus. . . In the affair of Servetus he fell below his own mark. (Der Servetartikel in der neuen Auflage der Encyclopaedia Britannica von demselben Verfasser lag mir leider noch nicht vor.)

Th Schneider

Daß die Auslieferung der Servet belastenden Akten an die Inquisition in Vienne im Leben Calvins eine schwere Schuld bedeutet, wird von Niemand bestritten. Was Weiß meines Erachtens mit Recht bekämpft, ist, daß man Calvin die ganze Schuld an dem Vienner Prozeß aufbürdet und seine Versicherung, daß er ihn nicht veranlaßt habe, einfach als Lüge hinstellt. Es läßt sich, wie Herr Professor Schneider zugibt, nicht beweisen, daß de Trie seinen Brief über Servet an seinen Vetter in Lyon als Denunziation geschrieben und daß Calvin darum gewußt hat. Solange über diesen entscheidenden Punkt keine Sicherheit besteht, wird der Rechtsgrundsatz In dubio mitius (im zweifelhaften Fall wird im mildern Sinne entschieden) auch für das historische Urteil gelten dürfen. Die Methode, die sekundären Quellen, dazu lauter Darstellungen von Gegnern Calvins (Castellio, Bolsec, Voltaire) vorauszusenden und in der dadurch erzeugten Stimmung die Hauptdokumente, die Briefe de Tries, zu lesen, halte ich gerade in einer populären Schrift für verkehrt. Den Ausdruck „Calvin wird mit der Zensur eines dreisten Lügners entlassen" nehme ich als mißverständlich zurück und erkenne gerne an, daß Herr Professor Schneider der Wahrheitsliebe Calvins in seiner Schrift an anderer Stelle gerecht geworden ist.

Rudolf Schwarz

Geschichte der deutsch-lutherischen Kirche. Von Fr. Uhlhorn, Pastor in Hameln. Zwei Bände. 758 S. Leipzig, Dörffling und Franke 1911. 15, gebunden 18 Mk.

Uhlhorns Werk macht nicht den Anspruch, die Wissenschaft durch neue Einzelforschungen oder durch eine neue Gesamtauffassung zu bereichern oder ein glänzendes literarisches Kunstwerk zu bieten. Sein Ziel ist, den bereits zugänglichen gewaltigen Stoff auch breiteren Kreisen in geschickter Gruppierung und fließender Sprache vorzutragen und so eine engere Fühlung der heutigen deutsch-lutherischen Kirche mit ihrer Vergangenheit zu ermöglichen. Die Verteilung des Raumes zeigt, daß Uhlhorn dabei vor allem zu einem Urteil über die bewegenden Mächte der jüngsten Vergangenheit anleiten will: der Reformationszeit sind 113, der Orthodoxie 125, dem älteren Pietismus 78, der Aufklärung 99, der Entwicklung seit der Erweckung aber 331 Seiten zugebilligt! Oberflächlich betrachtet ist es ihm auch gelungen, das Ziel zu erreichen. Uhlhorn entwickelt eine Fülle interessanten Stoffes, er zieht das kirchliche Leben in großer Breite heran und schildert auch solche Züge, die sonst in der Kirchengeschichte schlecht behandelt zu werden pflegen: die Einwirkung auf das sittliche Leben, die Mängel und allmählichen Fortschritte in der kirchlichen Versorgung der Gemeinden, das Verhältnis von Staats- und Freikirche, wobei er sich als Freund der Freikirche vorstellt, u. A.

Trotzdem kann man nicht wünschen, daß unsere Kirche ihr geschichtliches Urteil wesentlich an diesem Werke bildet. Schon das fällt auf, daß die Entwicklung der Theologie gerade in der Neuzeit fast

---

*) Vgl. z. B. jetzt wieder Walter Köhler im Theologischen Jahresbericht 29 S. 630: „Ein besondrer Anhang bekämpft mit Recht die Aufsätze von Weiß und Schwarz (ebenda 28 S. 573), wie der Referent auch schon getan hatte." Dies ablehnende Urteil von Köhler war mir unbekannt.

ganz bei Seite bleibt. Der Grund ist keineswegs theologische Engherzigkeit. Schleiermachers Gesamtgestalt wird mit Hochschätzung behandelt, über Ritschl und sogar über seine Schüler manch verständnisvolles Wort gesprochen. Was aber fehlt, ist eine Berücksichtigung der Tatsache, daß die Mitarbeit an der Theologie offenbar eine besondere Aufgabe des deutschen Luthertums ist. In der kirchlichen Organisation und christlichen Aktivität steht es weit hinter den Reformierten und dem Ausland zurück; lediglich mit seiner Theologie ist es — freilich ohne Unterscheidung von den deutschen Reformierten — der Lehrer des Protestantismus geworden. Uhlhorn wird das im Ernste nicht leugnen. Wenn er trotzdem der neueren Theologie nicht einmal ein besonderes Kapitel widmet (Ritschl wird unter der Ueberschrift „Kulturkampf“ mitbehandelt!), so hängt das wohl mit der spezifisch lutherischen Tendenz zusammen. Die Darstellung der Neuzeit ist beherrscht durch den Unwillen gegen die Union; die neuere Theologie aber läßt sich nur in enger Verbindung der protestantischen Kirchen und Richtungen verstehen. Schon dieses eine Beispiel zeigt, daß es kaum möglich sein wird, eine abgesonderte Geschichte des deutschen Luthertums in der Neuzeit zu schreiben. Wer es doch versucht, gerät überall in Engen hinein und muß auf die großen Züge verzichten. Neben dieser Schwierigkeit steht eine andere. Die Entwicklung des Protestantismus seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts ist noch so wenig wissenschaftlich durchgearbeitet und entbehrt noch so stark einer einheitlichen Gesamtauffassung, daß eine popularisierende Darstellung darauf angewiesen bleibt, die äußeren Vorgänge zu schildern, auch wenn der Verfasser noch so gern tiefer graben möchte; sie wird unwillkürlich statt tief vielmehr breit geraten und durch Ausführlichkeit ermüden. So ergibt sich ein eigentümliches Mißverhältnis; die Dicke, daher auch der Preis des Werkes scheint auf spezifisch gebildete Kreise berechnet; die geistige Gesamthaltung aber wird den Ansprüchen dieser Kreise nicht gerecht. Man scheidet von dem Buche bei aller Anerkennung im Einzelnen und allem Dank für reiche Belehrung (daß auch Fehler vorkommen, ist bei einem solchen Buche selbstverständlich) doch mit dem Eindruck, daß gute Kräfte an ein Ziel gewendet worden sind, das wenigstens in seinem höheren Sinn so nicht erreicht werden kann. Stephan

Kleine Mitteilungen. Auf unsre Umfrage wegen des in englischer Sprache wiedergegebenen Kettengebets in Nr. 20 sind uns eine Reihe dankenswerter Mitteilungen zugegangen. Wir teilen heute folgende Zuschrift eines katholischen Geistlichen mit:

Brich die Kette nicht!

An dem von Ihnen gerügten Unfug scheint nur neu zu sein, daß er in englischer Sprache auftritt. Zweifellos gehört das Stück zu dem katholischerseits schon seit Jahren verpönten Gebetszettelunfug, näherhin zur Klasse des Hydra-, Schneeball- und Lawinensystems, das Uebungen der Andacht mit ungesunden, abergläubisch-mysteriösen Ideen durchsetzt und sich von diesem Konglomerat eine unfehlbare Wirkung verspricht. So haben sich die Bischöfe Egger von St. Gallen und Henle von Regensburg genötigt gesehen, gegen derartige Auswüchse einer trivial-mechanischen Religiosität Stellung zu nehmen (vergl. den Artikel „Geschäftskatholizismus“ in Nr. 16 der Münchener Allgemeinen Rundschau vom 22. April 1911); auch der Bischof von Cremona, Msgr. Bonomelli hat sich mehrfach in gleichem Sinne geäußert in seinen „Herbstblättern“ und in seinem eigens zu diesem Zwecke verfaßten Fastenhirtenbriefe (vergl. Kölnische Volkszeitung 333 vom 22. April 1905, 340 vom 26. April desselben Jahres und 143 vom 19. Februar 1906). Das Formular eines parasitären Gebetes zum Nährvater Jesu Christi teilte s. Z. (Nr. 10 vom Oktober 1906) das „Pastoralblatt für die Erzdiözese Köln“ mit. Dort heißt es: das Gebet müsse dreißig Tage lang gebetet, fünfmal abgeschrieben und die Abschriften innerhalb einer Woche an fünf Bekannte übermittelt werden. „Man warnt dich, doch ja nicht der Erste sein zu wollen, der die ewige Kette durchbricht... Es ist ein religiöser Unfug... Am meisten verletzt die Geheimnistuerei... Sodann die freche, dem christlichen Denken und Empfinden zuwiderlaufende Behauptung, die Erhörung sei an fünf Abschriften geknüpft... Endlich die Drohung, nur ja nicht die ewige Kette zu unterbrechen...“ Manch einer wird sagen, daß für derartige Verirrungen (dévotions parasitaires nennt sie der Franzose!) der Katholizismus, speziell die Hagiographie zum mindesten einen reicheren Nährboden biete denn der Protestantismus. Vielleicht läßt das nunmehrige Auftreten der Unsitte in protestantischen Kreisen erkennen, daß es psychologische Momente im menschlichen Geistesleben gibt, die überall die gleichen sind. —

So weit der katholische Geistliche. Wir bitten alle unsre Leser, die von der Sache wissen, uns Mitteilung darüber zu machen. Vielleicht läßt sich doch mit vereinten Kräften über Natur und Herkunft des Unfugs noch etwas feststellen. Jedenfalls: Fortsetzung folgt.

R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Danzig Donnerstag 8. Juni abends $8^{1}/_{2}$ vertrauliche Zusammenkunft der Freunde der Christlichen Welt im Danziger Hof. Tagesordnung: **Nach der Entscheidung im Fall Jatho.** Gäste bedürfen der Einführung. Vgl. vor. Nr. Ev.-soz. Kgr.

Altona. Freunde der Christlichen Welt aus Südholstein. Montag 29. Mai 4 Uhr im Kaiserhof: Ist eine weitere Verwendung des Alten Testaments im christlichen Religionsunterricht berechtigt? Pastor Karstens-Seester.

Halle a. S. Vereinigung Halle-Stadt. Freitag 26. Mai $8^{1}/_{4}$ Uhr im Evangelischen Vereinshaus Kl. Klausstr.: Der Glaube an den persönlichen Gott und der Pantheismus. Pastor v. Broecker.

Tilsit. Sonnabend 10. Juni 8 Uhr im Kasino: Ist Luthers Glaube unser Glaube? Rade-Marburg.

Wernigerode. Donnerstag 1. Juni 8 Uhr Hotel Weißer Hirsch: Religion und Schule. Rektor Beyer.

Versammlungskalender

3.—14. Juni	Internationaler Guttemplertag Hamburg
5.— 7. „	Konferenz des Eisenacher Bundes Essen-Ruhr
6.— 7. „	Allgemeiner deutsch-österreichischer Protestantentag Wien
6.— 8. „	Evangelisch-sozialer Kongreß Danzig
6.— 8. „	Kirchlich-soziale Konferenz Nürnberg
6.— 8. „	Kongreß für Kindergottesdienst Detmold
6.— 8. „	Deutscher Evangelischer Schulkongreß Dresden
6.— 9. „	Allgemeine Gnadauer Pfingstkonferenz Wernigerode
9.—10. „	Verein für religiöse Erziehung Frankfurt a. M.
10.—12. „	Ostdeutscher Jünglingsbund Königsberg
20.—23. „	Deutscher Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke Düsseldorf
29. „	Konferenz deutscher Kinderhorte Dresden
19. Juli—3. Aug.	Casseler Fröbelkursus Cassel

Theologische Konferenz in Giessen

Donnerstag, 15. Juni, Neuer Saalbau. Privatdozent Lic. **H. Stephan:** „Die heutigen Auffassungen vom Neuprotestantismus.“

Professor D. **M. Schian:** „Die moderne Schätzung der Individualität und die kirchliche Praxis.“

Pfarrstelle

In der Stadt **Görlitz** ist am 1. Oktober ds. Js. die **10. Pfarrstelle** neu zu besetzen.

Anstellung nach dem Pfarrbesoldungs-Gesetz vom 26. Mai 1909 in Verbindung mit dem Regulativ-Anfangsgehalt 3000 Mark jährlich, Wohnungsentschädigung jährlich 1200 Mark für Verheiratete, 800 Mark für Unverheiratete.

Bewerbungen nebst Lebenslauf und Zeugnissen sind bis zum 1. Juni cr. an den unterzeichneten Magistrat einzureichen.

Görlitz, den 15. Mai 1911. **Der Magistrat**

Gebildete Dame, 40 Jahre, in allen Zweigen des Haushalts erfahren, fähig zu organisieren und zu repräsentieren, 12 Jahre in großem ländlichen Hauswesen tätig, **sucht zum 1. Juli, ev. eher selbständige Stellung** als **Leiterin eines städtischen Haushalts,** als **Hausdame** in vornehmem Hause, oder als Leiterin eines kleinen Sanatoriums, Hospizes oder dergleichen. Lebensstellung erwünscht. Gute Empfehlungen. Anfragen befördert und Auskunft erteilt **Prof. Rade, Marburg.**

Soeben sind erschienen:

Wege zur Philosophie

Schriften zur Einführung in das philosophische Denken

Nr. 1: Das Problem der Willensfreiheit. Von Prof. Dr. **A. Messer,** Gießen.

Nr. 2: Die Materie. Von Prof. Dr. **Edmund König,** Sondershausen.

Nr. 3: Idealismus und Realismus. Eine Einführung in ihr Wesen und in ihre kulturgeschichtliche Entwicklung. Von Prof. Dr. **W. Kinkel,** Gießen.

Preis jedes der 3 Bändchen steif geh. 1,50 Mk.

Ergänzungsreihe: Einführung in die Philosophie der Gegenwart.

Nr. 1: Philosophie, ihr Problem und ihre Probleme. **Einführung in den kritischen Idealismus.** Von Prof. Dr. **P. Natorp,** Marburg. Steif geheftet 2,40 Mk.

Die „W. z. Ph.“ machen einen neuartigen Versuch durch die echt pädagogische Erschließung einer Anzahl Begriffe von fundamentaler Bedeutung für alles Philosophieren ein wirkliches Verständnis für die philosophischen Probleme anzubahnen. —

Durch jede gute Buchhandlung zur Ansicht zu beziehen.

Ausführliche Prospekte kostenfrei.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Verlag von GEORG D. W. CALLWEY in München

DAS ISARTAL

Landschaftsmappe, herausgegeben vom **Dürerbunde**

8 Originalzeichnungen von **Ernst Müller-Bernburg**
Text von **Fritz von Ostini** Preis 5 Mark

Die 8 farbigen Blätter sind vom Künstler selbst auf Stein gezeichnet, außerdem enthält der Text noch vier schwarze Bilder.

„— — Der Künstler hat mit ebensoviel malerischem Geschick als tiefer Empfindung in seine Blätter den eigenartigen Zauber gebannt, der dieses köstliche Stück Bayernland, das Isartal von Wolfratshausen bis München auszeichnet. — — — (Aus dem Urteil der M. N. N.)

Hier die Titel der Steinzeichnungen in der Isartalmappe: Am Georgenstein im Winter. Blick auf Grünwald von Pullach aus. Blick von der Römerschanze. Burg Grünwald im Mai. Ickinger Kirche. Blick auf die Zugspitze. Winterabend bei Wolfratshausen.

Ausschreibung

Zum 1. August 1911 ist die Stelle eines

Personalvikars

in **Chodau** bei Karlsbad (zum evangelischen Pfarrsprengel Falkenau a. Eger gehörig) neu zu besetzen. Gehalt für Unverheiratete vorläufig 2000 Mk.; außerdem Nebeneinnahmen. Bewerbungen bezw. Anfragen an

das Presbyterium der evangelischen Pfarrgemeinde a. B. Falkenau a. Eger.

Heinrich Bassermann zum Gedächtnis

Durch Jahrzehnte hindurch hat Professor D. **Heinrich Bassermann,** der zu früh von uns Geschiedene, in der Heidelberger Universitätskirche von St. Peter eine bedeutende und segensvolle Tätigkeit als Universitätsprediger entfaltet. Für eine große Zahl seiner einstigen Zuhörer und Schüler ist darum diese Stätte religiöser Erbauung mit dem Erinnerungsbilde Heinrich Bassermanns aufs innigste verknüpft. So hat sich in einem kleineren Kreis von Freunden und Verehrern des Dahingeschiedenen Gedanke und Wunsch gestaltet, das Gedächtnis des einst so hoch geschätzten Predigers und praktischen Theologen durch ein äußeres Denkzeichen in der Peterskirche für künftige Zeiten festzuhalten.

Es ist geplant, dem schlichten, allem Prunk abholden Sinne des Mannes entsprechend, durch ein einfaches, an geeigneter Stelle der Kirche anzubringendes Relief-Bildnis jenem Bedürfnis zu genügen und eine erprobte künstlerische Kraft mit der Ausführung dieses Planes zu betrauen.

An alle Freunde, Verehrer und Schüler **Heinrich Bassermanns** ergeht die freundliche Bitte, durch Zeichnung von Beiträgen die Verwirklichung dieses gewiß von Vielen warm begrüßten Gedankens ermöglichen zu helfen. Beiträge nimmt die Geschäftsstelle der Christlichen Welt entgegen.

Heidelberg, Mai 1911

J. Bauer Grützmacher v. Schubert Fleiner Köhler Schenkel Frommel Lobstein Wille Wolfrum

Gloeckner & Niemann
Akademische Buchhandlung
Halle-S Alte Promenade 7
besorgt zuverlässig und schnell **jede gute Literatur** sowie **alle Bilder** und **Rahmungen.** Kataloge und literar. Auskünfte umsonst.

Bad Nauheim
Haus Kling Karlstr. 44
Möblierte Zimmer mit und ohne Pension für Kurgäste. Ruhige, freie Lage, Garten. Mäßige Preise.
Frau Ober-Postassistent Kling

Billige Papiere

500 Bogen Conzeptpapier	2.—M.
500 „ Canzleipapier, hlzfr.	3.—„
500 Stück Dienstcouverts	1.50 „
500 Bogen Billetpapier „Rose“	1.25 „
500 Stck. Billetcouverts, blau gef.	1.50 „
100 „ Correspondenzkarten . .	.30 „

J. Lissner, Breslau
Nikolaistr. Nr. 4

Man verlange
Probenummern
vom Verlag der Christlichen Welt

Erholungsheim Anker (Ostseebad Henkenhagen bei Kolberg)

Vegetarische Küche. **Geschützte Waldlage am Strande.** Luftbäder und Lufthütten im Waldpark. **Freie Seebäder.** Wärmekultur nach Dr. Winsch, Badearzt in Henkenhagen. Eine Aerztin. Pension von Mk. 5.— an. Vor- und Nachsaison Ermäßigun.g Prospekte frei.

Zur weitesten Verbreitung
in unseren Laienkreisen warm empfohlen!

Soeben erschien im **Evangelischen Verlag** in **Heidelberg:**

Würde das Christentum noch Bestand haben, wenn Jesus nicht gelebt hätte?

Vortrag an einem Gemeindeabend gehalten
von D. Dr. **P. Kirmß,** Pfarrer

Schönste Ausstattung **Preis 30 Pfg.**

Gerade weil so viel über das Thema „Ob Jesus gelebt hat“ geschrieben und geredet wurde, wissen viele nicht mehr den richtigen Weg zu finden, festzustellen was Wirklichkeit und Hypothese ist. Diesen Irrenden will der Verfasser durch diese Schrift helfen; in klarer, sachlicher Weise, seinen kirchlich-liberalen Standpunkt klar zum Ausdruck bringend, zeigt er wie die Behauptung, Jesus hätte nicht gelebt, zustande kam, beweist aber auch in überzeugenden, warmherzigen Ausführungen, daß „ein Christentum ohne Christus für die Christenheit auf die Dauer unmöglich ist“, daß „die Persönlichkeit Jesu seinen Worten die durchschlagende Kraft gibt“. Wie alles was D. Kirmß schreibt, schön, klar, von Herzen kommend und zu Herzen gehend, für jeden verständlich, ist das Schriftchen warm zu empfehlen und seine weiteste Verbreitung in unseren Gemeinden zu wünschen, umsomehr als der Reinertrag für den Allgem. ev. prot. Missionsverein bestimmt ist.

Sie wollen gesund bleiben

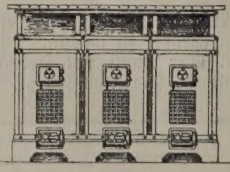
oder werden, wissen aber zu wenig über den Bau, die Tätigkeit und Pflege Ihrer Organe, um sich vor Krankheit nach Möglichkeit zu schützen. Unterrichten Sie sich über die Bedingungen für Ihr Wohlbefinden, eignen Sie sich Sinn und Verständnis für Gesundheitspflege an. Zu diesem Zwecke sei Ihnen ein Werk besonders empfohlen:

Lebenskunst - Heilkunst

ein ärztlicher Ratgeber für Gesunde und Kranke von Dr. med. Schoenenberger und W. Siegert. Sie finden darin weder Fachausdrücke und Wissensballast, noch ermüdende Aufzählung von tausenderlei Krankheiten, zu heilen nach Schema F, sondern vernünftige Aufklärung und praktische Ratschläge. Die Anschaulichkeit der Darstellung wird Sie fesseln und die Überzeugungskraft des Vortrags wird in Ihnen Begeisterung und Lust wachrufen, den Geboten der Ihnen neuen Lehre zu folgen. Sie werden das Wichtigste lernen: Krankheiten vorzubeugen. Und für den Fall bereits vorhandener Gesundheitsschäden wird Ihnen das Buch wissenswerte Aufschlüsse über das Wesen Ihrer Erkrankung und wertvolle Hinweise für das von Ihnen zu beobachtende Verhalten geben, denn sein Verfasser hat seine Erfahrungen persönlich an über 30000 Kranken gesammelt. 13 farbige Tafeln, 233 in den Text gedruckte Abb. und ein zerlegbares Modell des menschlichen Körpers bilden die illustrative Ergänzung des Textes. Das Werk besteht aus 2 starken Bänden mit 1276 S. u. kostet 14 M. Auf besonderen Wunsch wird es genügende Sicherheit bietenden Bestellern auch gegen Teilzahlungen oder auf einige Tage zur Einsicht geliefert, damit sie sich davon überzeugen können, daß es wirklich darstellt einen

Führer zur Gesundheit und Lebensfreude

Zu beziehen von jeder Buchhandlung oder vom Verlag Lebenskunst-Heilkunst, Berlin SW 11, Hallesche Str. 123
Verlangen Sie Prospekt mit Inhalts-Verzeichnis u. Urteilen



Der größte Heizeffekt bei sparsamstem Material-Verbrauch wird erzielt mit Viktoria-Kirchenöfen und Viktoria-Frischluftheizungen für Kirchen und Säle

Ofenfabrik Weißenburg
G. m. b. H.
Thal in Thüringen

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an.
Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Pianos und Harmoniums zu vermieten. Prachtkatalog M 6 gratis. Großer Umsatz. Günstige Bezugsquelle. Firma 1851 gegr.
WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg